Digitized by Google

Leitme-
ritzer
Haus-
freund

Der ewige Jude,

die

Schildbürger von Utopien,

und viele

andere Legenden, Mährlein, Eheſtands-, Wirthshaus- und Gauner-Geſchichten.

Das iſt:

des Leitmeritzer Hausfreundes

Erſter Theil.

Mit vier ſchönen Bildern.

Prag, Leitmeritz und Teplitz, 1837.
Bei C. W. Medau.

5731-A
1
Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede,

in welcher der Autor ſeine wohlgeneigten Leſer mit dem Leitmeritzer Hausfreunde bekannt macht.

Unſere Landsleute haben die löbliche Gewohnheit an ſich, die alten Hiſtorienbücher ſorgſamſt aufzubewahren und wol auch auf den Jahrmärkten von Pilſen, Znaym, Leitmeritz oder wo es ſonſt wäre, ein paar neue gedruckte Büchlein, nebſt dem gewöhnlichen Hauskalender, ſich anzuſchaffen. Da wird nun in den langen Winterabenden oder auch während des übrigen Jahres am Sonntag freudiglich geblättert und geleſen, die Dinge erzählen ſich in den Spinnſtuben weiter, ja die ſchalkhaften Geſchichten werden bis ins Wirthshaus getragen, und Jedermänniglich ergötzt ſich daran.

Dieſerhalb kam es dem Leitmeritzer Hausfreunde ſchon vorlängſt in den Sinn, zu Nutz und Freude ſeiner Landsleute eine manierliche Hiſtorienſammlung anzulegen, darin die einzelnen Leſeſtücke aus Alt und Neu, aber durch und durch anmuthig gefügt und gebildet wären. Der Leitmeritzer Buchdrucker C. W. Medau, der ſchon ſo manch Tauſend nützliche Büchlein in die Welt geſandt und uns auch alljährlich die Kalender liefert, dieſer wackere Mann

Digitized by Google

entſchloß ſich, ein ſolches Volksbuch ans Licht zu geben, und ihm dankt man alſo die Erſcheinung der gegenwärtigen Leſeſchrift, welche den Namen des Leitmeritzer Hausfreundes führt.

Merket, wohlgeneigte Leſer, zu einem Buche gehören immer Zwei; Einer, der es zuſammenträgt, — und das iſt der Autor, — ferner jener, der es ans Licht befördert oder in Verlegung bringt — und das iſt der Buchhändler. Aber unſer Leitmeritzer Hausfreund iſt Keiner von Beiden, ſondern er iſt aus Eurer Mitte, meine lieben Landsleute, und von ihm hat der Autor dieſes Buches ſeinen Inhalt geſchöpft. Der Leitmeritzer Hausfreund hat nämlich einen ganzen Schatz von alten Büchern und Schriften auf Pergament ſeit ſeines Urgroßvaters Zeiten zuſammengebracht und wol auch gar Manches ſelber aufgezeichnet, was er anderwärts gehört oder geleſen. Alles dieſes fiel durch Vergünſtigung der Umſtände in die Hände des Autors, und er gibt Euch nun, was er fand, und gibt zugleich das Beſte, was ſeine eigene Einſicht hinzugethan. Wie viel, wie unſäglich viel des Guten und Angenehmen bietet dieſe Ausbeute dar! In wohlgemeinter Abſicht ſind hier zuſammengeſtellt: mehrere alte fromme Mähren für chriſtliche Gemüther, viele Geſchichten, die für Jedermann zu einer Lektion dienen können, eine Menge Hiſtörlein und Schwänke, die die ſchönſte Zeitkürzung ſind, zumal wenn ſie Einen abhalten von Spiel und Trunk. Und weiterhin auch beſitzt der Käufer dieſes Buches viele bibliſche Anklänge und Lebensregeln, ſo in der That den Kern der Weisheit in ſich ſchließen; endlich findet er darin zahlreiche Beiſpiele zur Nachahmung, ſo wie

einen warnenden Thorheitsſpiegel und überhaupt eine ganze Vorrathskammer voll guter Einfälle. Wie Vieles davon kann als ein fruchtbares Samenkorn in dem Gemüthe des Leſers aufgehen, während andere Bücher, welche von Hexen, Geſpenſtern, Träumen, Zeichen und ähnlichen Alfanzereien erzählen, das unſeligſte Gelüſte von der Welt in ihm erwecken. Zwar geht es auch in der gegenwärtigen Hiſtorienſammlung nicht immer mit rechten Dingen zu, ja es werden ſelbſt ſchlechte Beiſpiele und Gaunerſtücklein mitgetheilt. Allein ein rechtes Mährlein kann ja nirgend anderwärts vorgehen, als in der Fabel- oder Wunderwelt. Und was die liederlichen Geſchichten betrifft, nun — die ſind ſämmtlich alſo gegeben, daß ſie nur beſſern und von dem Laſter abſchrecken können. Die Schwänke des Till Eulenſpiegel ſind doch eben auch nicht ſehr erbaulich; aber es iſt längſt ausgemacht, daß ſie die Sitten am allerwenigſten verdorben haben. Und ſollte denn dem wackern Bürger oder Bauersmann nicht vergönnt ſeyn, in ſeinen wenigen Erholungsſtunden einen Spaß mitzumachen, und über die Thorheit oder Liſt oder Narrheit Anderer ein wenig zu lachen? Und wozu wären die unzähligen Anekdoten, die uns alljährlich die Kalender und Zeitungen bringen. Aus der großen Menge beſtaubter Bücher und aus den Erinnerungen unverdorbener und heiterer Leute hat daher der Autor dieß einfältige Büchlein gemacht, ſo gut es ihm gelingen mochte, ohne daß er eitel genug iſt, zu verhehlen, es könnte ſich auch manch unſchuldig Unkräutlein eingeſchlichen haben.

Da es nun kein ander Büchlein von ſolcher Art bis jetzt gibt, und da die redliche Meinung des

Digitized by Google

Autors, dem Leitmeritzer Hausfreunde als ſeinem abgeſchiedenen Erblaſſer, durch die Herausgebung ſeines Bücherſchatzes ein dankbares Andenken zu ſtiften, gewißlich eine allgemeine Billigung findet; ſo iſt es auch unſere Hoffnung, die wohlgeneigten Leſer werden noch öfter nach ſolchen Dingen begierig werden. Und deßhalb leiſten wir hiermit das Verſprechen, nach und nach die beliebteſten Volksromane, Legenden, Sagen, Geſchichten und Schwänke als Fortſetzungen dieſes erſten Theils unſeres Volksbüchleins in Druck zu geben.

Am Kirchweihtage dieſes Jahres.

Der Autor:
D. L. G.

Digitized by Google

Inhalt

dieſes erſten Theils des Leitmeritzer Hausfreundes.

Seite

Vorrede, in welcher der Autor ſeine wohlgeneigten Leſer mit dem Leitmeritzer Hausfreunde bekannt macht IV

I. Die Legende von dem ewigen Juden Ahasverus, in zwölf Kapiteln.

1. Von dem, was Ahasverus an unſerm Heilande verſchuldet 1
2. Ahasverus wird ſein grauſiges Schickſal gewahr 2
3. Wie Ahasverus ſeine Wanderungen antritt . . 4
4. Von der Zerſtörung Jeruſalems 5
5. Was bei der Chriſtenverfolgung mit Ahasverus vorgegangen 7
6. Ahasverus hat im Grabe nicht Ruh 8
7. Was ſich durch folgende Zeiten in der Welt mit dem ewigen Juden zugetragen 10
8. Ahasverus ſucht in einem feuerſpeienden Berge ſein End 11
9. Wie Ahasverus anfängt in ſich zu gehn . . . 13
10. Der Weg der Beſſerung 14
11. Wie der ewige Jude zum leztenmal in ſeinen Wahn verſinkt, aber dadurch zur heiligen Taufe gelangt 16
12. Zum Schluſſe wird erzählt, wie und wo Ahasverus in Glauben und Frömmigkeit der Erlöſung harret 17

Digitized by Google

Seite
II. Ein uralt Bild vom Paradieſe, fromm und innig, ſchön und ſinnig ausgedacht 20
III. Allerlei Türkiſches. Zu Nutz und Frommen vieler Gläubigen 30
IV. Ein halb Dutzend Eheſtandsgeſchichten und ein paſſend Mährlein voran 36
1. Der alte Gott lebt noch 39
2. Der Schuſter Flink 41
3. Das Brauttänzlein 46
4. Vom Stubenkehren 47
5. Drei ſchlechte und drei gute Wünſche 48
6. O ihr lieben treuen Weiber! 52
V. Wie man einen König beſchenkte, und was es eingetragen 54
VI. Der Nimmer-Nimmer-Nimmerſatt. Eine Thierfabel 57
VII. Vom dummen Hans im Glücke 60
VIII. Des armen Waiſen Leben und Tod. Eine rührende Geſchichte, die der ſelige Klausner Benedikt unſeren Kleinen mehrmals erzählt hat 67
IX. Von den vier Zeiten des Menſchen 71
X. Wie es heut zu Tage mit der lieben Wahrheit ausſieht 73
XI. Daß man auf das Lotterieglück nicht bauen dürfe 75
XII. Von Borgen und Zinſen 79
XIII. Was man Alles erleben kann, wenn man in England „gepreſſt“ wird 81
XIV. Vom Knecht Treurecht und ſeiner Fiedel . . . 87
XV. Skarpaſikulo wird von drei Gaudieben betrogen, betrügt ſie dafür dreimal, und ſchickt ſie endlich gar in einem Sacke heim 96
XVI. Ein halb Dutzend luſtiger Wirthshausgeſchichten:
1. Drei Geſellen wollen einen Schneider durch Räthſeln foppen 107

Seite
2. Wie einem der Spaß übel ausſchlägt 110
3. Für ſein Geld kann man Alles haben . . . 111
4. Was die Ohrfeigen werth ſind 112
5. Traut nur den alten Schnauzbärten 114
6. Ei ſo lüg' 116
XVII. Die Schildbürger; ein Langes und Breites, Dummes und Geſcheidtes von einer Gemeind' in Utopien; wobei man gern zugibt, daß ſich Ihres gleichen nicht mehr finde. In zwei und zwanzig Kapiteln.
1. Von der Heimath und erſten Berühmtwerdung der Schildbürger 119
2. Wie die abweſenden Schildbürger durch einen offenen Brief von ihren Weibern zurückberufen werden 121
3. Die Schildbürger gehen aus wohlweiſen Gründen zur Narrheit über 124
4. Die Schildbürger wollen ein Rathhaus bauen und gehen zu einem Holzklotz in die Lehre 126
5. Das Rathhaus der Schildbürger leidet an einem gewaltigen Fehler 128
6. Wie die Schildbürger Tageshelle in ihr neues Rathhaus bringen 131
7. Wie die Schildbürger von einem Geſellen geprellt und hierauf mit einem klugen Einfall geſegnet werden 133
8. Die Schildbürger erfinden eine neue Art von Heizung 136
9. Wie es den Schildbürgern beim Salzſäen ergangen 138
10. Der Großfürſt von Utopien kündigt den Schildbürgern einen Beſuch an 142
11. Was für Streiche der Schildaer Schweinhirt ausführt, da er Stadtrichter geworden 146

Digitized by Google

Seite

12. Auf was für Art die Schildbürger dem Großfürſten von Utopien begegnet ſind 150
13. Die Schildbürger bekommen ein Narrenprivilegium und hintendrein Prügel genug 153
14. Von dem Tauſchhandel und andern unterſchiedlichen Tollheiten der Schildbürger 155
15. Wie die Schildbürgerinen geartet waren . . . 157
16. Wie ein Schildbürger mit dem Mühlſtein am Halſe vergehen muß 159
17. Wie ein Schildbürger um einen Kopf kürzer gemacht wird 160
18. Wie der Schildbürger Kirchenglocke in dem See verſinkt 162
19. Von dem Ungeheuer, welches die Schildbürger hingerichtet haben 163
20. Was die Schildbürger ſeiner Zeit für einen Heldenmuth bewieſen 165
21. Wie ſeltſamlich die Schildbürger um ihr Vaterland betrogen werden 166
22. Hiemit wird die Chronik von Schilda beſchloſſen 169
XVIII. Anhang zum Kopfbrechen; enthaltend vier Rechnungserempel ohne die Auflöſung . . . 170

Digitized by Google

I.

Die Legende von dem ewigen Juden Ahasverus.

Von dem, was Ahasverus an unſerem Heilande verſchuldet.

Als der Herr Jeſus — deſſen Name hochgelobt ſey! — durch die Straßen von Jeruſalem ſein ſchweres Kreuz trug nach Golgatha, da ward er matt und müde ob der ſchweren Laſt; und, um eine Weile zu ruhen, wollte er ſich auf eine Bank ſetzen vor dem Hauſe des Ahasverus, eines Juden aus dem Stamme Nephthali. — Dieſer aber wehrte es ihm, ſagend, ein Gottesläugner und Sabbathsſchänder und Verführer des Volks ſolle keine Gemeinſchaft haben mit ihm, noch mit Allem, was ſein iſt. Da blickte ihn der Herr an mit dem zürnenden Blicke des Richters, und ſagte: „Ahasverus, weil Du denn des Menſchen Sohn keine Raſt vergönneſt, ſo ſey auch Dir fortan keine Ruhe vergönnt, und Du ſollſt wandeln und wandern, bis daß ich wieder kommen werde.“ Mit dieſen Worten ging der Herr weiter; und die Schergen, die ihn führten, zwangen einen gewiſſen Simeon aus Cyrene, daß er ihm das Kreuz tragen helfe. Ahasverus aber folgte dem Zuge von ferne nach, und es däuchte ihm, als höre er eine Stimme ſagen:

Digitized by Google

Und wenn dieſer Menſch auch ein Gotteslaͤugner geweſen waͤre, und ein Sabbathsſchaͤnder und Volksverfuͤhrer, ſo leidet er ja jetzt die Strafe fuͤr ſeine Schuld, und du haͤtteſt ihm nicht den Liebesdienſt verweigern ſollen. Er aber dachte bei ſich: Wie haͤtte er verdient, daß ich Mitleid mit ihm haben ſollte! hat er ja doch den Fluch uͤber mich ausgeſprochen! — Und er folgte dem Zuge weiter, und ſtand unſern dem Huͤgel Golgatha, wo der Herr an's Kreuz geſchlagen und am Kreuze erhoͤht wurde.

Und er ſah, wie die Mutter des Gekreuzigten, und andere fromme Frauen und viele gerechte Maͤnner um den Sterbenden trauerten und weinten, und eine Stimme ſagte, daß er's hoͤren mochte: Wahrhaftig, dieſer Mann iſt gerecht. Er aber dachte bei ſich: War dieſer Menſch gerecht vor Gott, und ein Wohlthaͤter des Volkes, warum hat er die Rache nicht Gott uͤberlaſſen und mich mit Fluch belegt und Strafe? — Um die neunte Stunde neigte der Herr Jeſus das Haupt und verſchied. Und die Sonne und der Mond wurden verfinſtert, die Erde bebte, die Todten ſtiegen aus ihren Graͤbern, und der Vorhang des Tempels riß entzwei von oben bis nach unten. Da erbleichte Ahasverus, und ein Schreck durchzuckte ſeine Glieder, daß er zitterte, und ein furchtbarer Gedanke ſtieg auf in ſeinem Innern, und er glaubte und rief: Wahrhaftig, mich hat Gottes Fluch getroffen.

Und verzweifelnd an der Gnade rannte er von dannen, und ward nicht mehr geſehen in der Naͤhe der Gottesſtadt.

2. Ahasverus wird ſein grauſiges Schickſal gewahr.

Als man zaͤhlte das fuͤnfzigſte Jahr nach unſerm Heil, da kroch ein fremder, wilder Menſch hervor aus

Digitized by Google

einer Höhle des Libanon. — Ein Jünger des Herrn, der des Weges vorbeizog, ſah ihn. — Lange Haare deckten das Geſicht und die Bruſt; zerlumpte Kleider hingen an ſeinem Leibe; Haupt und Füße waren unbedeckt, und wie er aus der Höhle getreten war, ballte er ſeine Fäuſte, und ſchlug ſie gewaltig auf ſeine Bruſt, daß es klang, wie von einem geſchlagenen Erz; und der Menſch ächzte und ſtöhnte und rief: „O nicht ſterben können! nicht ſterben können!“ Dann ſah er mit verſtörtem Blick auf die Gegend umher, die ſo ſchön daſtand im Frühlingsſchmucke, und überall war fröhliches Leben und lauter Jubel, wie an einem Hochzeitsfeſt. Der arme Menſch aber freute ſich nicht, ſondern ächzte und ſtöhnte wieder und rief: „Nicht ſterben können! O! und nicht leben wollen!“ — Dann wankte er wieder weiter, und ſtand nun vor dem Jünger des Herrn.

Der redete ihn an mit dem Gruße des Chriſten: „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“ Da ſah ihn der Fremde mit ſtarrem Auge an, und, indem er die Fauſt drohend erhob, rief er: „Verflucht!“ daß der Berg wiederhallte von dem ſchrecklichen Worte. Der Jünger wandte ſich von ihm ab, voll des Entſetzens, und der Fremde brach in ein gräßliches Hohngelächter aus, als lachte die Hölle aus ihm.

Es war Ahasverus, der ewige Jude. Seit jener Zeit, als er aus Jeruſalem hinweg geflohen, hatte er ſich in den Schluchten und Höhlen des Libanon aufgehalten; er aß und trank nicht, und lebte doch fort; er quälte und marterte ſich, und ſtieß das Haupt an den Felſen, und ſtürzte ſich in den Abgrund, und konnte doch nicht ſterben; er wollte wenigſtens das Andenken an das frühere Leben auslöſchen, und floh die Welt und die Menſchen; aber ſeine

Digitized by Google

Schuld ſchwebte doch immer vor ſeinem Gedächtniß, und er fühlte, daß er lebe, leben müſſe zu ſeiner Qual und Strafe. Und die vielen Jahre und die langen Tage waren ihm ſo dahin gefloſſen in banger Verzweiflung; und er ſah immer noch vor ſich kein Ende, keine Erlöſung. So ſtand der Unglückſelige in der weiten Gotteswelt allein, und er ſah die Frommen fliehen vor ihm, wie vor einem Verpeſteten, wie vor Kain, den Gott gezeichnet. Da lachte er voll Hohn und Spott, und er rief: „Nicht ſterben können? Wohlan! ſo will ich denn **leben**, — dem Nazarener zum Trotz!“ Und er lief von dannen, wie ein geſcheuchtes Wild, das vom Pfeil des Jägers getroffen iſt.

3. Wie Ahasverus ſeine Wanderungen antritt.

In Rom, der Stadt, die damals den ganzen Erdkreis beherrſchte, war ſo eben eine unzählbare Menge Volkes verſammelt, um den blutigen Spielen zuzuſehen, welche der Kaiſer gab zur Feier ſeiner Erhebung auf den Thron.

Unter den hundert und tauſend Fechtern, welche auf den Wahlplatz traten, und mit einander kämpften auf Leben und Tod, war Einer, der die Augen Aller auf ſich zog. Obgleich er nur vom mittelmäßigen Wuchſe war, und in der Fechtkunſt, wie man wohl ſah, nicht erfahren, ſo überwand er doch alle ſeine Gegner; und alle ihre Fauſtſchläge und ihre Dolchſtöße prallten ab von ſeinem Körper, als wäre er von gediegenem Erz.

So wurde er dann zuletzt im Triumph in den Palaſt des Kaiſers geführt, und dort mit Allem verſehen in Kleidung und Nahrung, was nur Koſtbares

gedacht werden kann. Aber Ahasverus — denn dieſs war der unbezwingliche Fechter — konnte keine Freude empfinden an allen dieſen Herrlichkeiten.

Denn wie Einer, der ein Fehl an ſeinem Auge hat, den ſchwarzen Fleck überall ſieht, auch an dem ſchönſten Gegenſtand, wo er nur hinſchauen mag; ſo ſah auch er immer ſeine Schuld vor ſich, und er konnte ſich ſeines Lebens nicht freuen. Und als drei Tage vergangen waren, ſo trieb es ihn fort aus Rom, er mochte wollen oder nicht. So durchwanderte er nun viele Jahre lang Italien von Ort zu Ort, er ſah Städte und Menſchen, aber ihr Getümmel und Getreibe wollten ihm nicht behagen; er ſuchte Freuden überall, aber es däuchte ihm, daß ſich ihr Antlitz, wenn er's näher beſah, in ſcheußliche Geſtalt verwandelte; er ſoff die Wolluſt ein wie Waſſer, aber das Andenken an ſeine Schuld und an ſeine Strafe miſchte ſich wie Galle in jeden Genuß, und er war unglücklich mitten im Glücke. — Da kam eines Tages das Gerücht zu ſeinen Ohren, daß Jeruſalem von den Römern belagert werden ſolle; und an die heilige Stadt gedenkend und an die Gräber ſeiner Väter, beſchloß er dahin zu gehen, und für das Geſetz zu ſtreiten und zu ſterben. „Zu ſterben?“ riefs in ſeinem Innern. Er aber nährte die Hoffnung, daß Juda obſiegen werde über Heiden und Chriſten, und daß mit der Vernichtung des Namens deſſen, den er nicht auszuſprechen wagte, auch der Zauber ſchwinden werde, womit er umſtrickt war.

4. Von der Zerſtörung Jeruſalems.

In Jeruſalem, der heiligen Stadt, war Elend, Jammer und Noth, wie's nie erhört worden war, und nie wird erhört werden; denn ſie war verworfen

von dem Herrn, ſeit ſie des Gerechten Blut vergoſſen. Die Heiden umlagerten ſie bereits ſchon zwei Jahre lang, und drängten ſie immer mehr, und warfen ihre Mauern darnieder, und tödteten ihr Volk, das auserwählte. Und es war Wehgeſchrei und lautes Jammern in den Häuſern und auf den Gaſſen; und der Hunger wüthete ſo ſehr in ihren Eingeweiden, daß die Mutter ihr eigenes Kind ſchlachtete und es aufzehrte. Ahasverus ſah den Jammer, aber er rührte ſein Herz nicht. Er ſah Tauſende zu ſeiner Linken hinſinken, und Tauſende zu ſeiner Rechten, aber er ſchritt über die Erſchlagenen hin, und zwiſchen die Schwerter der Feinde, wie ein Geſpenſt, das weder dem Leben noch dem Tode angehört. Er ſuchte den Tod, und fand ihn nicht; er ſuchte ſich vom Leben zu befreien, und er konnte es nicht von ſich ſchleudern; denn wie eine Schlange umwand es ihn, und er fühlte es nur an dem Schmerz ſeiner giftigen Biſſe. Als nun die Zeit der Rache vollendet war, und die Heiden bis in das Innerſte der Stadt gedrungen, und an das Allerheiligſte, den Tempel, Feuer angelegt, das ihn verzehrte; und als nun Ahasverus auf den Trümmern der eingeäſcherten Stadt ſtand und zwiſchen Leichenhügeln ſeiner erſchlagenen Brüder: da raufte er ſich die Haare aus, und er jammerte und fluchte, daß er allein nur übrig bleiben mußte in der allgemeinen Verwüſtung, und daß er nicht ſterben könne! — Und wie die heidniſchen Kriegsknechte ihn nun ergriffen und banden, ließ er ſich ohne Widerſtand abführen; und ſo ward er dann nebſt einigen Tauſenden, die vom Gemetzel verſchont geblieben, gefangen nach Rom geſchleppt.

5. Was bei der Chriſtenverfolgung mit Ahasverus vorgegangen.

Ahasverus lebte nun mehrere Jahre lang als Sklave in Rom, und mußte ſich zu den ſchwerſten Arbeiten und zu den niedrigſten Verrichtungen gebrauchen laſſen. Er aber that und duldete alles, als wenn es ihn nicht anginge; wie vordem die Freude, ſo machte jetzt das Leid keinen Eindruck auf ihn; denn er kannte ſchon kein anderes Unglück mehr, als das Leben, und ſehnte ſich nach keinem andern Glück, als nach dem Tode. Er trotzte dem Schickſal, das ihn verfolgte, und nichts in der Welt berührte ihn mehr, als der Gedanke an ſeine Schuld und Strafe. — Um jene Zeit brach in Rom eine grauſame Verfolgung der Chriſten aus, und Richter und Henker erſannen alle nur erdenklichen Martern, um die Gläubigen von Chriſto abwendig zu machen, und ſie zu zwingen, daß ſie den Götzen opferten.

Ahasverus ſah mit boshafter Freude, wie die Anhänger deſſen, der ihn verflucht, von den Heiden verfolgt und gemartert wurden, und um ſeine Rache an ihnen auszulaſſen, bot er ſich ſelbſt an zum Henkerdienſte. Und manches unſchuldige Opfer wurde von ſeinen Händen erwürgt mit gedoppelter Qual. Er aber konnte ſich der Rache nicht erfreuen; denn das Beil, womit er ſchlug, durchſchnitt ſeine eigene Seele, und das Gift, das er reichte, wüthete in ſeinem eigenen Herzen, und das Feuer, das er ſchürte, brannte in ſeinen eigenen Eingeweiden; denn er ſah ſie ja ſterben, die Martyrer, freudig ſterben, und er mußte leben, qualvoll leben! — Eines Tages, als nach der Hinrichtung eines heiligen Greiſes, der, Gott lobend und dankend, ſeinen Geiſt aufgegeben, aus der

Digitized by Google

Menge der Zuſchauer ſich mehrere Chriſten hervor-drängten, und immer mehrere, rufend: auch ſie ſeyen Chriſten, und wollten für Chriſtus ſterben; und als der weite Platz erſcholl von dem Einen Zeugniß des gekreuzigten Gottes, und die Zeugen auf der Stätte umher lagen, Leichen an Leichen, eine große, heilige Saat: da wurde Ahasverus von dem Geiſte ergriffen, und er warf das Henkerbeil hinweg, und ſtellte ſich unter die Chriſten, die noch des Todes harrten, und rief bebend: „Auch ich glaube an Chriſtum.“ Da packten ihn die Schergen, und, ergrimmt über das böſe Beiſpiel, das er vor allem Volke gegeben, ſparten ſie ihn zu den letzten und grauſamſten Martern auf. Er aber, in der freudigen Hoffnung, daß er nun den Tod erleiden werde, den er vor Allem wünſchte, empfand keine Schmerzen; und das glühende Erz, das ſie ihm in den Mund goſſen, floß ihm hinab, wie kühlender Trank, und die Wunden, die ſie ihm am Leibe ſchlugen, däuchten ihm Roſen, als aus denen ihm der Tod erblühen würde. Und ſo ließen ihn die Henker für todt auf der Stätte liegen. Er aber war nicht todt, ſondern er ſchlummerte nur, zum erſten Male ſeit jenem ſchrecklichen Tage, ruhig, ohne böſe Träume, in ſeliger Vergeſſenheit ſeiner ſelbſt.

6. Ahasverus hat im Grabe nicht Ruh.

In der folgenden Nacht kamen die Gläubigen, um in aller Stille die Leichname der Heiligen hinweg zu tragen und zu begraben.

Und ein frommer Mann nahm auch Ahasverus auf ſeine Schulter und trug ihn von dannen in eine der unterirdiſchen Grüfte von Rom, wo die Gläubigen ihre Todten begruben, und bei den Grä-

)ern der Martyrer ihren Gottesdienſt hielten. Und)as verſammelte Volk ſtimmte heilige Geſänge an, ınd ſie lobten Gott und den er zum Heile der Welt zeſandt, Jeſum Chriſtum, und ſie prieſen ſelig Alle,)ie für ſeinen Namen geſtorben. Unter den Gebeten ınd Lobgeſängen erwachte Ahasverus, er richtete ich auf unter den Todten, die umher lagen, und er :ief mit herzzerſchneidendem Jammer: „Ja wohl ſe-ig die, welche ſelig geſtorben ſind in dem Herrn! Aber, ach, mich Unglücklichen verfolgt das Leben; denn :s iſt Sein Fluch!“ Die Gläubigen erbebten vor ſeiner Stimme, und jener fromme Mann, der ihn da-hin getragen — es war der Prieſter der Gemeinde, ınd ſein Angeſicht leuchtete, wie das Angeſicht eines Engels — der trat zu ihm, und tröſtete ihn, und fragte ihn, als ob er ihn kennete: „Ahasvere, glaubſt Du an Chriſtum?“ Ahasverus verbarg ſein Ant-litz und antwortete mit dumpfer Stimme: „Ich glaube ınd — zittere.“ Der fromme Prieſter aber ließ nicht ab, ihn zu tröſten, und er ſagte: „Ahasvere, haſt Du eine ſchwere Sünde begangen an dem Herrn; ſo ver-zweifle nicht an ſeiner Gnade. Er hatte verziehen der Sünderin Magdalena und dem Jünger, der ihn verläugnet. Und als er auf Golgatha am Kreuze ſterbend hing, betete er noch für ſeine Peiniger, ſa-gend: Herr, verzeih' ihnen; denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Und zu dem Mörder, der neben ihm am Kreuze hing, und der vertrauend an ihn glaubte, ſagte er: Heute wirſt Du noch mit mir im Paradieſe ſeyn.

Ahasverus aber ſagte: „So hat er denn Allen verziehen, nur mir nicht; auf mir allein noch ruht ſein Fluch, ſeine Strafe; d'rum ſo muß ja meine Schuld größer ſeyn, als die Schuld Aller, und für mich iſt kein Erbarmen, kein Tod, bis daß Er kom-

Digitized by Google

men wird. Bei dieſen Worten verließ er die Verſammlung der Gläubigen, und verſchwand aus Rom, und floh alle Gegenden, wo das Kreuz geprediget wurde.

7. Was ſich durch folgende Zeiten in der Welt mit dem ewigen Juden zugetragen.

Wollte ich dir, chriſtlicher Leſer, alles erzählen, was ſich ferner in den folgenden Jahren und Jahrhunderten mit Ahasverus begeben, und dir auch nur alle die Länder nennen, die er durchzogen, ohne irgendwo Ruhe zu finden; ich müßte ein Buch ſchreiben, wozu ein ganzes Menſchenleben nicht zureichen würde. Ich will dir daher hievon nur ſo viel ſagen, daß es kein Land in der Welt gibt, in das er nicht gekommen — denn es war ihm zuwider, einen und denſelben Weg zu machen — und daß keine Widerwärtigkeiten zu gedenken, denen er nicht ausgeſetzt worden, oder ſich ſelbſt ausgeſetzt hat, aus Haß gegen ſich und ſein Leben. Einmal durchzog er die unwirthbaren Wälder und Sümpfe des alten Deutſchlands, und drang hinauf bis in die Länder, wo ewiger Schnee die Erde deckt, und eine lange, lange Nacht alljährig die Menſchen umfängt; und die Decke von Eis däuchte ihm ein kühlendes Pfühl für ſein brennendes Herz, und die Nacht ſtimmte zur Finſterniß, von der ſein Geiſt umhüllt war. Ein anderesmal wanderte er über die langen Steppen von Aſien, und hinunter gegen Arabien, und die Wüſten von Afrika hindurch; und ſein Gehirn wurde ſchier verſengt von dem heißen Sonnenſtrahl, und die Zunge klebte am Gaumen vor brennendem Durſt, und kein Schatten, keine Quelle, keine Nahrung erquickte den Wanderer. Und er konnte doch nicht ſterben. Er mengte ſich in halbem Wahnſinn in die blutigen Kriege wilder Horden, und warf

Digitized by Google

[illegible] in Leitmeritz

Ahasverus.

Digitized by Google

ſich mitten unter die feindlichen Schaaren, und verbreitete Tod und Verderben, hoffend, daß der gereizte Feind ihn tödten würde. Die feindliche Waffe verletzte ihn nicht. Er ſuchte die unglückſeligen Oerter auf, wo die Peſt wüthete, und geſellte ſich zu den Kranken, und leckte an ihren Beulen, und ſog den Tod in ſich. Der Tod ſchadete ihm nicht. Er ſtürzte ſich in das Meer, in die brauſende Brandung, in die tiefſten Wirbel, das Waſſer warf ihn wieder aus. Er konnte nicht ſterben. — Jedoch gab es nur hie und da Zeiten, wo er ſich ſo unſinniger Dinge vermaß, dann nämlich, wenn der alte Stolz und Trotz wieder in ſeinem Herzen aufſtiegen, als hätte der Herr unbarmherzig und grauſam an ihm gehandelt durch die Strafe, die er über ihn verhängt. In der übrigen Zeit aber, ſeit jenem Tage an, wo er die Marter erlitten von wegen des Bekenntniſſes, und er in der Gemeinde der Chriſten erwachte vor dem frommen Mann, deſſen Angeſicht geleuchtet, wie das eines Engels: ſeitdem war er meiſtens ruhig bei all' ſeiner Unruhe, und ſtill bei all' ſeinen Leiden; denn er dachte an die ſchwere Schuld, die er verſchuldet an dem Herrn, als er ihm verweigert auszuruhen auf ſeinem ſchweren Gange zu dem Kreuztode und er fühlte wohl, daß ihm Recht wiederfahre, wenn er deßhalb nirgends Ruhe finden würde ſein ganzes Leben lang. So zog denn allmählich Demuth in ſein Herz ein, und mit Demuth jene Ergebung, die den vergeblichen und unrühmlichen Kampf aufgibt gegen eine höhere gerechte Macht.

8. Ahasverus ſucht in einem feuerſpeienden Berge ſein End.

Es waren ungefähr vierhundert Jahre nach Chriſti Geburt verfloſſen — beinahe in der ganzen damals

bekannten Welt war ſchon das Kreuz als Triumph-zeichen des Heils aufgerichtet — da kehrte **Ahasverus**, der ewige Jude, wieder zurück aus fernen Welttheilen über Jeruſalem gen Rom zu. Hundert Geſchlechter der Menſchen waren indeſſen dahin gegangen; viele Städte, der Stolz und die Pracht ihrer Zeit, waren verſchwunden, und nur Trümmer davon waren noch ſichtbar, als Zeichen ihrer ehemaligen Größe; ganze Nationen von anderer Herkunft bewohnten nun jene Länder, worin die alten Heiden hauſ'ten, und er ſtand allein da unter ihnen, der einzige Menſch aus einer urgrauen Zeit, aber die Zeit hatte nichts vermocht über ihn; denn er war noch in der Kraft des Mannesalters, wie damals, wo der ſchreckliche Fluch über ihn ergangen. Wie er nun ſo das Land durchwanderte und die Inſeln des Mittelmeeres, und alles verändert ſah, nur ſich ſelbſt nicht, und als er die Chriſto geweihten Tempel vorbeizog, und die Gräber der Chriſten, die nun ausruhten von den Mühen des Lebens, der Früchte ihres Glaubens theilhaftig; und wie er ſah und hörte, daß der Name deſſen, den er von ſeiner Schwelle weggeſtoßen, von Allen hochgeprieſen wurde als der Heiland der Welt; da ergriff ihn eine unendliche Wehmuth, und er verſank ſchier in Verzweiflung wegen ſeiner Schuld, ob ſie ihm je vergeben werden könne. Und er rief aus: „Iſt denn keine Sühne für mich, Herr des Lebens und des Todes? Soll ich noch länger umher wandeln, wie Kain, als ein von Gottes Fluch getroffener Sünder? Er, der erſte Mörder, iſt doch geſtorben, und ich ſoll fortleben zu meiner Qual und zum Aegerniß Anderer? Ich will die Welt befreien von meiner verhaßten Gegenwart, und Gott genade mir, wenn ich mich in die Arme ſeiner Barmherzigkeit werfe."

Digitized by Google

So ſprach er, und er ſtieg den Aetna hinan, der eben aus ſeinem weiten und tiefen Schlunde Feuer auswarf, das wie Blitze Gottes durch das Rauchgewölk leuchtete, während der Donner furchtbar aus ſeiner Tiefe herauf ſcholl. Und er ſtand am Schlund, und ſah hinab, und Grauſen packte ihn. Aber er faßte Muth, und rief: „Wenn noch ein Himmel für mich iſt, ſo iſt er nur in der Hölle!“ und ſtürzte ſich hinab.

9. Wie Ahasverus anfängt in ſich zu gehen.

Aber der feuerſpeiende Berg behielt ihn nicht, ſondern warf ihn wieder aus mit ſeinen Flammenwirbeln. Und Ahasverus lag am Fuße des Berges, beſinnungslos, am ganzen Körper voller Brandmale und röchelnd und ſtöhnend, wie Einer, in deſſen Eingeweiden der Tod wüthet. So traf ihn ein frommer Einſiedler, der am Fuße des Aetna ſeine Klauſe hatte; der trug ihn in ſeine Wohnung, und pflegte und heilte ſeine Wunden, bis dem Unglücklichen mit der Geneſung die Beſinnung wieder kam. „O“ — rief Ahasverus, als er aus ſeinem langen Schlafe wieder erwachte — „warum rufeſt Du mich wieder in's Leben zurück, in dieſes mir ſo verhaßte Leben? Wenn mich der Berg wieder ausgeworfen hat aus ſeinen brennenden Eingeweiden, warum haſt Du meinen Körper nicht der Fäulniß überlaſſen, und dem Fraße wilder Thiere? So haben ſich denn nicht nur alle Elemente gegen mich verſchworen, ſondern auch die Menſchen, um mich zur Qual des Lebens aufzuſparen für immer! Ach, leben! — leben müſſen! — zur Strafe leben müſſen! — O ihr Glücklichen, die ihr euch Sterbliche nennt, ſterblich ſeyd! Ihr wiſſ't nicht, was das heißt: leben müſſen, im Bewußtſeyn

Digitized by Google

ſeiner Schuld! Was euch Segen zu ſeyn ſcheint, das iſt mir Fluch!" — So klagte der Unglückliche.

Der fromme Einſiedler ſprach ihm Troſt zu, und redete mit ihm, als mit Einem, deſſen Perſon und Schickſale ihm genau bekannt waren. „Ahasvere," ſagte er, „war des Herrn Strafe ſchwer, ſo war Deine Schuld noch ſchwerer; und iſt aber auch Deine Schuld groß, ſo iſt des Herrn Gnade noch größer! Darum habe Geduld, und trage mit Ergebung die Bürde des Lebens, bis der Herr kommen und ſie Dir abnehmen wird." Dann redete er zu ihm weiter von der Huld und Gnade des Herrn, und daß er, der Welt Heiland, vom Himmel hernieder geſtiegen ſey, um alle Menſchen ſelig zu machen, deren Sünde er auf ſich genommen, und für ſie geſtorben am Stamme des heiligen Kreuzes.

Ahasverus hörte dem frommen Einſiedler mit Aufmerkſamkeit zu; und wie jener ihm die ſchönen Gleichniſſe von dem verlornen Schafe und von dem verlornen Sohne erzählte, und das liebevolle Wort des Erlöſers hinzuſetzte: daß mehr Freude ſey im Himmel über einen bußfertigen Sünder, als über neunundneunzig Gerechte; da weinte Ahasverus die erſte Thräne der Reue, der Freude und des Dankes; denn ſeine Augen waren vertrocknet ſeit jenem unſeligen Tage ſeiner Schuld und ſeiner Strafe. — Nachdem er wieder geſund geworden, verließ er den frommen Einſiedler, und begab ſich auf deſſen Rath in die Wüſte von Thebais in Ober-Aegypten.

10. Der Weg der Beſſerung.

Die Wüſte von Thebais war zur damaligen Zeit bewohnt von vielen tauſenden frommen Eremiten, welche hier in gänzlicher Entfernung von der Welt

Digitized by Google

und ihren Freuden Gott dienten in Gebet und Betrachtung. Dahin kam Ahasverus und da ſein Inneres reiner und ſtiller geworden war, ſo fand er ſogleich Behagen in dieſer äußern Umgebung; denn er ſah, wie dieſe gottesfürchtigen Männer auf der Welt lebten, ohne in der Welt zu leben; daß ſie das Leben ſelbſt nur als eine ſchwere Bürde anſahen, die ihnen Gott zu tragen auferlegt, bis daß Er komme — als eine immerwährende Vorbereitung zum Tode, ja als den Tod ſelbſt, um des höhern, des ewigen Lebens ſich würdig zu machen, und daß ſie endlich deſſen ungeachtet mit Geduld in dieſem Elend ausharrten und voll Hoffnung lebten auf die Zukunft des Herrn. Das Beiſpiel dieſer frommen Männer, ihre ſtille Lebensweiſe und ihre einfältige Denkungsart wirkten wohlthätig auf ihn ein, und er wurde von Jahr zu Jahr ergebener in ſein Schickſal. Er diente den Brüdern, die weit und breit zerſtreut lebten in abgeſonderten Hütten, beſonders den Altvätern, die der Aufſicht pflegten über die jüngern Brüder, und befließ ſich in allen Dingen der treueſten Ausrichtung. Doch ließ er ſich nie mit Jemand in eine Unterredung ein; auch ihre Verſammlungen mied er, und nahm keinen Theil an ihrem Gottesdienſte. Er verhehlte den Obern nicht, die ihn deßhalb zur Rede ſtellten, daß er ein Jude ſey, und daß er keine Gemeinſchaft haben könne mit den Chriſten; denn, obwol Ahasverus allmählich durch die Gnade Gottes, die ihn bei ſo vielfältigen, wunderbaren Ereigniſſen ergriffen und getrieben hatte, von ſeinem trotzigen Stolze geheilt, und zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt, zur Demuth geführt worden war; ſo fehlte es ihm doch noch am Glauben — an dem lebendigen Glauben an Jeſum Chriſtum, in dem allein das wahre Heil, der wahre Friede zu finden iſt.

Digitized by Google

11. Wie der ewige Jude zum Letztenmale in ſeinen Wahn verſinkt, aber dadurch zur heiligen Taufe gelangt.

So waren wieder ein paar Jahrhunderte verfloſſen, und ſie däuchten Ahasverus, wenn er auf ſie zurück blickte, wie ein paar Jahre; denn für den Menſchen iſt nur die Zukunft eine Zeit, die Gegenwart vergeht ihm, ohne daß er ſie bemerkt, und die Vergangenheit iſt ihm verfloſſen, als habe er ſie nicht gelebt. — Da erſcholl bis in die Wüſte von Thebais das Gerücht: es ſey in dem fernen Arabien ein neuer Prophet auferſtanden, der ſich über Chriſtum erhebe, und das Chriſtenthum als Abgötterei verdamme und ausrotte. Seine Loſung ſey: „Allah iſt Gott, und kein anderer Prophet, als Mahoma.“ Wie das Ahasverus vernahm, da erwachte plötzlich in ſeinem Innern wieder der Gedanke, der lange in ihm geſchlafen; daß Jeſus nicht Gott ſey, ſondern nur ein Gottgeſandter, ein Prophet, und daß ſein Reich jetzt zu Ende gehen werde bei der Erſcheinung eines neuen Propheten und Wunderthäters. In dieſem Wahn und in der Hoffnung, daß die Zeit auch ſeiner Erlöſung gekommen ſey, verließ er noch an dem ſelbigen Tage die Wüſte, um den neuen Propheten aufzuſuchen und ſich unter ſein Volk zu ſtellen. Die Heiden, welche von ihrem Afterpropheten Muhamedaner hießen, hatten aber bereits Arabia in ganzen Heerſchaaren verlaſſen, und zogen gen Paläſtina und Syrien hinauf, um dort die neue Lehre mit Feuer und Schwert zu verbreiten. Ahasverus begegnete den wilden Horden unfern Jeruſalem, und er zog mit ihnen in die Stadt ein, unter dem Rufe: „Allah iſt Gott, und kein anderer Prophet, als Mahoma.“ Und während

ie Heiden die chriſtlichen Tempel plünderten, und auf
hnen ſtatt des Kreuzes den Halbmond aufſteckten,
ing Ahasverus in der wilden Freudigkeit ſeines
erzens hinaus zum heiligen Grabe, wo einſt des
rlöſers Leichnam geruht, und wo der Herr von den
odten auferſtanden iſt. Und vermeinend, er werde
ch um den neuen Propheten dadurch ein großes Ver-
ienſt erwerben, daß er mit eigener Hand die heilige
Stätte verwüſte, ergriff er im Wahnſinn des Aber-
laubens eine brennende Fackel, und lief in den Tem-
el, um ihn anzuzünden. Sieh! da ſtand der Herr
or ihm, wie er glorreich aus dem Grabe erſtanden,
nd wie damals die Wächter des heiligen Grabes
lötzlicher Schrecken ergriff, ſo packte auch jetzt den
revler ein heiliger Schauer, und er fiel anbetend auf
e Erde nieder, und rief: „Mein Herr und mein
ott!" — So fanden ihn auf dem Boden liegend
e Mönche, die das heilige Grab bewachten, und da
erkannten, daß er an Chriſtum glaube, den leben-
gen Gott, ſo gaben ſie ihm die Taufe noch zu der
lbigen Stunde und an demſelbigen Orte. Des an-
rn Tags aber zog er mit ihnen fort in das Ge-
rge des Libanon, wohin ſie ſich vor den Heiden
ichteten.

2. Zum Schluße wird erzählt, wie und o Ahasverus in Glauben und Frömmigkeit der Erlöſung harret.

Von dieſer Zeit an, als er des Heils gewürdiget
orden, fühlte Ahasverus ſein Innerſtes ganz
rwandelt. Durch ſeinen Glauben war ihm Gnade
derfahren und die Vergebung ſeiner Sünden ge-
rden; und obwol die Folge jener Sünde, die
trafe nicht aufgehoben werden konnte, weil das

Wort erfüllt werden mußte, ſo hat er doch von Stund an ſelige Ruhe und heiligen Frieden empfunden, wie ein Kind, das an der Folge einer ſchweren Krankheit leidet und langſam zum Tode reif wird, das aber im Schooße der mütterlichen Barmherzigkeit ruht und daher willig und geduldig das unheilbare Weh erträgt unter der Pflege eines liebenden Herzens.

So lebte Ahasverus in ſeliger Abgeſchiedenheit von der Welt unter den frommen Mönchen in den Höhlen und auf den Felſen von Libanon, bis es ihnen durch die wunderbare Fügung Gottes vergönnt ward, wieder zurück zu kehren in's heilige Land, und am Grabe des Erlöſers ſich wieder anzuſiedeln; denn, um die Schmach des Kreuzes zu rächen, und die geweihte Erde, allwo Christus ſelbſt gewandelt, zu reinigen von dem Unrathe der Heiden, beſchloßen die Völker des Abendlandes mehrere Kreuzzüge gegen die Ungläubigen, und ſie verjagten die Anhänger der Lehre Mahomeds, und pflanzten wieder ſtatt des gotteslästeriſchen Halbmondes das heilige Kreuz auf.

Ahasverus war unter den heldenmüthigen Kriegern, welche die heilige Stadt Jeruſalem eroberten, und es war ihm unter der Fahne Chriſti ganz anders zu Muthe, als damals, da er dieſelbe Stadt vertheidigte gegen die alten Heiden mit dem Volke, das Gott verworfen.

Er diente auch in allen folgenden Kriegen, die ein paar Jahrhunderte lang gegen den Erbfeind in dieſen Landen geführt wurden, und als zuletzt doch, aus unbegreiflichen Rathſchlüſſen Gottes, die Heiden die Oberhand behielten; doch aber ſo, daß das heilige Grab den Chriſten erhalten wurde, ſo ergab er ſich ganz dem frommen Dienſte des Herrn und ſeiner Gläubigen. Von der Zeit an iſt er der beſtändige

Geleitsmann derer, welche von fernen Gegenden herkommen, um ihre Andacht zu verrichten bei dem heiligen Grabe, und er dient ihnen als treuer Dolmetſch alles deſſen, was Jeſus Chriſtus auf Erden gethan, gelehrt und gelitten hat, und führt ſie umher an alle die heiligen Oerter, wo der Heiland eine Spur hinterlaſſen hat ſeiner wunderthätigen Gnade und Barmherzigkeit. Auch ſeine eigene Geſchichte verſchweigt er nicht, obwol er ſich nur ſehr wenigen und ſehr frommen Seelen entdeckt. Und welche von heiliger Wißbegierde getrieben, ihn um die Schickſale befragen, die ſeit ſo vielen Jahrhunderten über ihn ergangen und vor ihm vorübergegangen am Menſchengeſchlechte, denen erzählt er ſie mit anmuthiger Ausführlichkeit und überfließender Salbung; ſo daß Keiner von ihm hinweg geht ohne wahre Stärkung im Glauben, in der Liebe und Hoffnung.

Ahasverus aber ſieht, wie ein Jahrhundert nach dem andern vorüberzieht wie ein Jahr, und die Menſchengeſchlechter wie Geſchöpfe eines Tages, und er harret in frommer Geduld und treuer Hingebung, voll des Glaubens und unter den Werken der Liebe, auf die Zukunft des Herrn — auf den heiligen, großen, ewigen Sabbath, der anbricht nach den ſechs Tagen, die wir Jahrtauſende nennen. Und ſo erreicht die Hiſtorie vom ewigen Juden ihr Ende.

Digitized by Google

II.

Ein uralt Bild vom Paradieſe,

fromm und innig, ſchön und ſinnig ausgedacht.

Unter unſern Vorfahren ging dieſe fromme Sage und Phantaſei: daß in dem Wälſchlande ein mächtiger Herzog gelebt, der führte mit ſammt ſeiner Frau ein gar frommes Leben und einen geiſtlichen, ehrbaren Wandel, und war ſehr reich an Land und Leuten. Sie hatten einen Sohn, wohlgeziert am Leibe und an Sitten, den ſie von Jugend auf in der Furcht, Liebe und dem Dienſte Gottes erzogen, und ihn wohl unterwieſen hatten.

Und nach des Vaters Tode wurde er Herr des Landes, das er mit großer Vernunft und Weisheit beſaß, und war dabei ausnehmend eifrig im Dienſte Gottes zu allen Zeiten alſo, daß es zu loben war.

Ihm wurde vermählt eine ſchöne, wohlgezierte Jungfrau, züchtig und von hoher Geburt, wiewol er lieber in ſeinem ledigen Stande geblieben wäre; dieweil er es vorzog, mit Gott und göttlichen Dingen zu verkehren, denn mit Menſchen. Aber er mußte ſeiner lieben Mutter wegen und anderer guten Freunde halber, in die Heirath willigen; doch bat er den allmächtigen Gott mit andächtigem Herzen, daß er ihm ſenden möchte ſeinen heiligen Engel, ihn zu

Digitized by Google

behüten und zu beſchirmen und ſeine Seele rein zu bewahren vor allem ihm mißfälligen Weſen. Und das gewährte ihm auch der allmächtige Gott.

Wie nun die Fürſten und Herren, Ritter und Knechte zu ſeiner Hochzeit verſammelt waren, dieſelbe löblich zu vollbringen in Freuden, und des Abends man ſich zu Tiſche ſetzen wollte, da kam dem jungen Herzoge und Bräutigam in ſeine Gedanken, wie er noch nicht die Veſper gebetet zu unſerer lieben Frau; er wurde betrübt und wollte das nicht verſäumen, ſchied heimlich davon und ritt zu unſerer lieben Frauenkapelle, die unter der Burg lag, allein, vollbrachte gar andächtig ſein Gebet und befahl ihr und Gott ſeine Seele.

Da er nun wieder reiten wollte auf die Burg, ſah er auf ſich zukommen einen überköſtlichen Menſchen, mit ſcheinenden Kleidern auf einem weißen Maulthier ſitzend. Der Jüngling erſchrak und wunderte ſich gar ſehr ob dem, was er ſah. Und da er nahe zu ihm kam, fragte er: wer er wäre? Da antwortete jener und ſprach: er wäre eines großen Königs Diener, genannt Otheos, und er hätte ihn auch hierher geſandt, daß er ihm dienen ſollte auf ſeiner Hochzeit. Da ward der liebe Jüngling von Herzen froh, und führte ihn mit ſich in die Burg, und befahl ihm die ganze Gewalt, die Hochzeit auszurichten nach ſeinem Sinne; denn er hatte die Geſtalt eines faſt himmliſch klugen Mannes, und war auch ſo lieblich, daß ſich deß Jedermann freuete. Es wußte aber Niemand, daß er — ein Engel war. Und da wurde auch alles ordentlich und löblich von ihm ausgerichtet, daß Jedermann groß Wunder davon hatte.

Digitized by Google

Als nun die Hochzeit ein Ende nahm, da nahm er gütlich Urlaub und wollte von dannen ſcheiden. Da ward der junge Herzog und die Anderen gar ſehr betrübt und gab ihm das Geleite mit Weinen und Seufzen und ſprach: „O Geliebteſter! willſt Du mich alſo verlaſſen? Ich wollte, daß Du bei mir bliebeſt, und ein Herr und Regent würdeſt meines ganzen Landes, ich wollte ſeyn Dein Diener.“ Der Engel antwortete und ſprach: „Das mag nicht ſeyn; denn es iſt meines Herrn Wille nicht. Bleibſt Du aber in dem Dienſte Gottes, ſo wirſt Du meines Herren Ehre und Würdigkeit ſehen.“ Da ſprach der Jüngling: „Ich begehre nichts mehr; denn Gott zu dienen, meinem Herrn, ſo lange ich lebe. Da antwortete der Engel: „Bis morgen zu dieſer Zeit komm hierher zu dieſer Kapelle. Iſt es dann meines Herrn Wille, ſo findeſt Du dies Maulthier, da ſetze Dich auf, ſo wirſt Du in meines Herrn Königreich kommen und auch ſeine Ehre und Würdigkeit ſehen.“ Da ſprach der Jüngling: „O nenne mir doch Deinen Namen, wenn ich komme in Deines Herrn Reich, daß ich weiß, nach Dir zu fragen.“ Da antwortete der Engel: „Es iſt noch nicht Noth; denn wenn Du kommeſt in meines Herrn Reich; ſo wirſt Du wol ſehen, wer ich bin.“ Und alſo ſchied er von ihm, und verſchwand vor ſeinen Augen.

Da nun des Morgens die Zeit kam, die ihm der Engel beſchieden hatte, ſprach er zu ſeinen Dienern: „Laſſet uns eilen zur Kapelle unſerer lieben Frauen!“ Die waren gar fröhlich und willig, und fanden auch das Maulthier bereit. Da ſaß der Jüngling auf mit großen Freuden und befahl ſeinen Dienern, wieder zu kommen um die Veſperzeit.

Digitized by Google

Und als die Veſperzeit kam, da kamen auch die Diener, warteten bis in die Nacht, und kamen wieder heim. Darnach erſcholl es durchs ganze Land, wie der junge Herzog verloren wäre. Und man ließ ihn ſuchen an allen Enden, konnte ihn aber nicht finden. Da klagte gar elend ſein Gemal und ſeine Mutter und Jedermänniglich. Sein Gemal blieb alſo Witwe und endete ihr Leben im Dienſte des allmächtigen Gottes.

Und nachdem eine lange Zeit um war, da ließ ſeine herzensliebe Mutter die Burg zerbrechen und baute ein Kloſter auf dieſem Platz, das ſie begabte nach aller Nothdurft, und ward darnach der Gottesdienſt löblich vollbracht durch ehrbare, geiſtliche Mönche. Und nach ihrem Tode ward ſie mit ſammt ihres Sohnes Frau begraben in das Kapitel des genannten Kloſters, und wie ſich alle Sachen in dieſen Dingen begeben hatten, das ward eigentlich aufgeſchrieben zum ewigen Gedächtniß.

Nun auf die rechte Meinung zu kommen. Da der Jüngling aufſaß auf das Maulthier, da eilte dasſelbe ſchnell und behende mit ihm davon, daß er nicht merken konnte, ob es auf der Erden ging, oder in der Luft. Und alsbald kam er auf ein weites, ſchönes Feld, davon kein Ende zu ſehen war, das war gar ſchön beſetzt mit grünen Bäumen. Etliche trugen Blüthen und andere ſüße und edle Früchte. Da war ein lieblicher Boden mit Blumen und Gras, alles vom edlen Geruche; da waren ſchöne, lautere Flüſſe, daraus erſchien Gold und allerlei Edelgeſtein, da war die ſüßeſte Melodei von allerlei Vogelgeſang, als ob es Engel wären; da war ſolche große Luſt und Freude, daß es kein ſterblicher Menſch nur gedenken mochte, daß der Jüngling meinte, daß nichts

Digitized by Google

Luſtigeres und Freudenreicheres ſeyn möchte, weder im Himmel noch auf Erden. Und als er nahe dem Felde kam, da ſah er einen gar hohen Berg, und oben auf dem Berge lag eine überköſtliche Stadt mit mächtigen Thürmen und anderen Zierden, ſo ſcheinbar, daß man es nicht ſagen kann, und leuchtete auch ſo klar, als ob ſie aus Karfunkelſteinen gemacht und gebaut wäre. Und über der Stadt ſtanden viel Sterne in der Luft, die brannten alle durch einander und gab jeglicher ſo großen Schein, als die Sonne. Und als er nahe zu der Stadt kam, da ſah er eigentlich, daß ſie mit edlen Steinen gebaut war, und die Mauer war ganz von Chryſolithen, Karfunkeln und Beryllen. Und der Jüngling war vorher nie ſo froh geweſen, als ſeine Seele und Geiſt erfreut waren von dieſem Geſichte.

Die Pforte der Stadt war verſchloſſen. Da er aber ganz hinzu kam, ging ſie gegen ihn auf, und ging ein ſolcher edler Geruch daraus, daß er vor großer Freude nicht wußte, ob ſeine Seele in dem Leibe oder außer demſelben wäre. Und es war ſo ein lichter, klarer Schein darin, als ob hundert Sonnen leuchteten.

Die Pforte der Stadt war gefügt von Saphiren, Smaragden und Topaſen: darauf beſtand die engliſche Behütung, ſingend in lieblicher, ſüßer Melodei.

Der Eſtrich in der Stadt war von lauterem Golde; da war ſolche Gezierde, daß es kein Menſch weder nennen noch ausſprechen noch gedenken mochte; denn die ewige Weisheit hat ſie geziert und erleuchtet.

Da er nun in die Stadt hineinkam, ward er im Geiſte ganz in das himmliſche Jeruſalem entzückt. Und es kam ihm entgegen eine große Schaar Frauen und Mannen, die leuchteten wie der Schein

des Himmels. Ihre Kleider waren weiß, wie der Schnee, geſprengt mit Golde und Edelgeſteinen. Sie waren alle gekrönt, etliche mit Golde, etliche mit Roſen, etliche mit Lilien, und lobeten Gott mit einem unerhörten, aber lieblichen Lobgeſang und grüßten und empfingen den Jüngling mit großen Freuden, und erzeigten ihm Ehre, Würdigkeit und Freude.

Da ward der Jüngling über die Maßen erfreut, und dankte Gott, daß er dieſe Dinge ſehen ſollte.

Darnach ging er fürbaß; da hörte er eine andere Schaar gar ſelig jubiliren und Gott, ihren Herrn, ehren und loben, und die ſprachen zu ihm: „Bruder! freue Dich und lobe Gott Deinen Herrn, daß er vergönnt hat Dir zu ſehen dieſe Glorie und Majeſtät!“ Und dieſe Schaar war viel herrlicher geziert, als die erſte, mit prieſterlichen Ornaten ſo köſtlich, daß es keine menſchliche Vernunft ausſprechen kann; das waren die heiligen Beichtiger.

Darnach kam wieder eine unzählige Schaar, alt und jung, Männer und Frauen, die trugen Palmen in den Händen und goldene, ſtrahlende Scepter und waren alle in Purpur gekleidet, mit Edelgeſteinen durchſtickt. Ihre Antlitze leuchteten wie die Sonne, und alle waren gekrönt mit purem Golde und Geſtein. Ihr Lobgeſang gab ein ſo ſüßes Getöne, daß Tiefen und Höhen davon erfreut waren.

Darnach aber kam ihm entgegen die allerlöblichſte und hochwürdigſte Schaar in ihrem großen, wunderlichen Glanze, dem wol nichts anderes zu vergleichen war. Sie ſangen den lieblichſten Lobgeſang und waren alle gekrönt mit überköſtlichen Kronen, daß der Schein davon die ganze himmliſche Stadt gar ſanft erhellen mochte. Das aber war die löbliche Schaar der auserwählten zwölf Boten.

Digitized by Google

Darnach ſah er die glänzenden Chöre der Engel in ſolchen Freuden, und in ſolcher Melodei, daß nichts dagegen zu ſchreiben und zu ſagen iſt; denn da war ſolche göttliche Ehre, daß es ſchien, als ſei Alles, was er geſehen, dagegen keine Würdigkeit.

Da ſah der Jüngling ſeinen auserwählten Gaſt, der ihm ſeine Hochzeit regiert hatte, in ſolch' hoher Ehre, daß er wollte wähnen, es ſei der Herr ſelbſt; der ſprach ihm lieblich zu und offenbarte ihm alle Heimlichkeiten des himmliſchen Jeruſalems und ſprach: „O Bruder! Du biſt ſelig über alle ſterblichen Menſchen, daß Gott Dir ſolche Gnade bewieſen hat, daß Du ſeiner Ehre ſo viel ſehen ſollſt, darum ſollſt Du ihn loben immer und ewiglich. Aber Du ſollſt wiſſen, daß dieſes Alles, was Du geſehen haſt, gar keine Vergleichung iſt gegen die oberſte Majeſtät des allmächtigen Gottes, wo er in der höchſten Dreifaltigkeit lebt und regiert immer und ewiglich."

Nun Du aber geſehen haſt, lieber Bruder! was Dein Herz begehrt, ſo iſt es Zeit, daß Du von hinnen ſcheideſt! Gott, unſer Herr, mag Dich geleiten und beſchirmen!"

Alſo mußte der liebe Jüngling ſcheiden aus dieſer lieben, überköſtlichen Stadt, gar in großer Freude, doch gemiſcht mit Traurigkeit. Und von der Stunde an brachte ihn das Maulthier dahin, woher es ihn gebracht hatte.

Da nun der Jüngling in ſeiner Heimat war, meinte er zu finden ſeine Knechte, aber es war Niemand da, und alle Dinge waren verwandelt. Und er dachte in ſeinem Sinne: Ewiger Gott! wie mag das kommen, daß Alles verwandelt iſt, da ich erſt geſtern von hier geſchieden bin. Es war die Kapelle unſerer lieben Frau nicht mehr eben dieſelbe, wie

Digitized by Google

ſonſt, war anders gebaut und ſeine Burg war ein Kloſter geworden. Doch ſah er an den Bergen, daß er in ſeiner Heimat war. Er ging endlich an das Kloſter hinauf, und klopfte zorniglich an. Und als er an das Thor ſah über ſich, da ſtand ein Crucifix über dem Thore, worüber er ſehr verwundert war.

Der Thorwart fragte: wer er wäre, und was er damit meinte, daß er ſo zorniglich anklopfe. Der Jüngling ſprach: „Weißt Du nicht, daß ich dieſer Burg und des Landes Herr bin? Und Du fragſt noch, wer ich ſey? Ich habe doch Dich zu keinem Thorwart beſtellt, als ich heute mit meinen Knechten meine Burg verließ.“ Der Thorwart ſprach: „Ein Herr magſt Du wol ſeyn; denn Du haſt eine engliſche Geſtalt, wenn Du aber ſprichſt, Du ſeyeſt dieſer Burg und dieſes Landes Herr, ſo kannſt Du das nicht ſeyn; denn dies iſt ein Kloſter und unſer Herr iſt ein Abt.“

Da erſchrak der Jüngling und konnte ſich nicht beſinnen, wie das ſei und ſprach: „So gehe zu dem Abte und ſage ihm, der rechte Herr ſey hier, eingelaſſen zu werden. Und wo iſt denn meine Mutter und mein Gemal?“ Dieſe nannte er dem Thorwart mit Namen. Der aber ſprach: „Von dieſen habe ich wol ſprechen hören, ſie ſind aber vor vielen Jahren ſchon längſt geſtorben und liegen begraben in dem Kapitel und ſind die Stifterinen dieſes Kloſters. Doch will ich Dein Begehren anbringen.“ Alſo that er.

Der Abt war ein gottesfürchtiger Mann, und gedachte ſogleich an das, was in ſeinen Schriften ſtand von dem verlorenen Herzoge und ging heraus mit dem ganzen Convent zu ſehen, was da wäre.

Und da ihn der Abt anſah, erſchrak er gar ſehr von wegen der lieblichen Geſtalt, die der Jüngling

Digitized by Google

hatte; denn ſein Antlitz leuchtete, wie die Sonne, ſeine Kleider glänzten, wie Karfunkel, und von ihm ging ſüßer, edler Duft aus. Und er empfing ihn würdiglich und führte ihn mit großen Ehren hinein in das Kloſter. Da merkte der Jüngling wol, daß die Dinge nicht waren, wie ſie geweſen, als er ſie verlaſſen hatte, und erzählte dem Abt ſeine Geſchichte.

Da merkte der Abt auf ſeine Worte und die Schrift, die er hatte, von dieſen Dingen, glich mit dem, was er ſagte. Und er führte ihn zum Grabe ſeiner Mutter und ſeines Gemals, und er fand allda auf den Steinen geſchrieben, daß ſie vor dreihundert Jahren geſtorben waren. Darnach ließ der Abt ihn leſen die Schriften, und der Jüngling konnte nicht genugſam ſich wundern, daß er dreihundert Jahre im Paradieſe war, und meinte, es ſey nur ein halber Tag geweſen.

Darnach erſcholl die Geſchichte in das ganze Königreich und da kamen alle Fürſten und Herren des Landes und Alle, die ihn anſahen, hatten eine große Freude und verwunderten ſich ſeiner lieblichen Geſtalt; denn er war überall geſtaltet als ein Engel.

Da nun die Wirthſchaft bereitet war, bat ihn der Abt, wie die andern Fürſten und Herren auch, er ſollte mit eſſen und trinken. Das wollte er anfangs nicht, nahm aber doch etwas Brod endlich in den Mund. Und nun höret ein großes Wunder: Sobald er das Brod in den Mund nahm, ward er verwandelt in einen alten Mann, grau, voller Runzeln und andern Gebrechlichkeiten, die dem Alter zugehören, und ſeine Kleider, die zuvor leuchteten wie Karfunkel, waren alt geworden und zerriſſen. Da erſchrak Jedermann und alle ihre Freude verwandelte ſich in Traurigkeit.

Digitized by Google

Da hob er an und ſprach: „Liebe Herren! Ihr ſollt nicht erſchrecken, Gott der Herr wirket Wunderwerke mit ſeinen Dienern; nun werde ich wieder gehen an das Ende, daher ich gekommen bin; aber der Erde muß zuvor ihr Theil gegeben werden, und jetzt werde ich mich ſcheiden von dieſem meinen tödtlichen Leibe, den ich ſo lange getragen habe. Und, lieben Brüder! bleibet in einem feſten Glauben und guten Werken; denn ich habe übergroße Freude geſehen, die Gott ſeinen Dienern bereitet hat. Und dreihundert Jahre ſind mir geweſen, wie ein halber Tag. O! da iſt eine ewige Glorie und Würdigkeit, ewiger Friede, ewige Geſundheit, ewige Luſt, ewige ſüße Melodei des lieblichen Geſanges der Engel und Auserwählten, was ich nicht ſagen und beſchreiben kann.“

Nach dieſen Worten empfing er löblich und andächtig das heilige Sacrament von dem Abte, mit andern Wegfertigungen, als zu einem ſterbenden Menſchen gehört, und ſchied alſo aus dieſem Jammerthal.

Sein Leib ward mit großer Würdigkeit begraben zu ſeiner Mutter und zu ſeinem Gemal. Die Seele kam wieder in die ewige Freude, die ihr verheißen war. Die wolle uns auch Gott Allen nach dieſem ſterblichen Leben gnädiglich geben und verleihen. Amen.

Digitized by Google

III.

Allerlei Türkiſches,

zu Nutz und Frommen vieler Gläubigen.

In der Türkei, wo es bisweilen etwas ungerade hergehen ſoll, trieb ein reicher und vornehmer Mann einen Armen, der ihn um eine Wohlthat anflehte, mit Scheltworten und Schlägen von ſich ab, und als er ihn nicht mehr erreichen konnte, warf er ihn noch mit einem Stein. Die es ſahen, verdroß es, aber Niemand konnte errathen, warum der arme Mann den Stein aufhob und ohne ein Wort zu ſagen, in die Taſche ſteckte, und Niemand dachte daran, daß er ihn von nun an ſo bei ſich tragen würde. Aber das that er. Nach Jahr und Tag hatte der reiche Mann ein Unglück, nämlich er verübte einen Spitzbubenſtreich, und wurde deßwegen nicht nur ſeines Vermögens verluſtig, ſondern er mußte auch nach türkiſcher Sitte zur Schau und Schande, rückwärts auf einen Eſel geſetzt, durch die Stadt reiten. An Spott und Schimpf fehlte es nicht, und der Mann mit dem räthſelhaften Stein in der Taſche ſtand unter den Zuſchauern eben auch da, und erkannte ſeinen Beleidiger. Jetzt fuhr er ſchnell mit der Hand in die Taſche, jetzt griff er nach dem Stein; jetzt hob er ihn ſchon in die Höhe, um ihn wieder nach ſeinem Beleidiger zu werfen, und wie von einem gu=

Digitized by Google

ten Geiſte gewarnt, ließ er ihn wieder fallen und ging mit einem bewegten Geſichte davon. Daraus kann man lernen: Erſtens man ſoll im Glücke nicht übermüthig, nicht unfreundlich und beleidigend gegen geringe und arme Menſchen ſeyn; denn es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war, und wer dir als Freund nichts nutzen kann, der kann vielleicht als Feind dir ſchaden. Zweitens, man ſoll ſeinem Feind keinen Stein in der Taſche und keine Rache im Herzen nachtragen. Denn als der arme Mann den ſeinen auf die Erde fallen ließ und davon ging, ſprach er zu ſich ſelber ſo: „Rache an dem Feind auszuüben, ſo lange er reich und glücklich war, das war thöricht und gefährlich; jetzt, wo er unglücklich iſt, wäre es unmenſchlich und ſchändlich.“

Es iſt demnach nicht alles ſo uneben, was die Morgenländer ſagen und thun. Hört eine andere Geſchichte:

Einer, Namens Lockmann, wurde gefragt, wo er ſeine feinen und wohlgefälligen Sitten gelernt habe? Er antwortete: Bei lauter unhöflichen und groben Menſchen. Ich habe immer das Gegentheil von demjenigen gethan, was mir an ihnen nicht gefallen hat.

Ein Anderer entdeckte ſeinem Freund das Geheimniß, durch deſſen Kraft er mit den zankſüchtigen Leuten immer im guten Frieden ausgekommen ſei. Er ſagte ſo: Ein verſtändiger Mann und ein thörichter Mann können nicht einen Strohhalm mit einander zerreißen; denn wenn der Thor zieht, ſo läßt der Verſtändige nach, und wenn jener nachläßt, ſo zieht dieſer. Aber wenn zwei Unverſtändige zuſammenkommen, ſo zerreißen ſie eiſerne Ketten.

Auch folgende Begebenheit ſoll ſich im Morgenlande zugetragen haben: Ein reicher Mann hatte eine

Digitized by Google

beträchtliche Geldſumme, welche in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorſichtigkeit verloren. Er machte daher ſeinen Verluſt bekannt, und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung und zwar von 100 Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dieß wird's wol ſein! ſo nimm Dein Eigenthum zurück!“ So ſprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewiſſens; und das war ſchön. Der Andere machte auch ein fröhliches Geſicht, aber nur, weil er ſein verloren geſchätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um ſeine Ehrlichkeit ausſah, das wird ſich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdeſſen geſchwinde nach, wie er den treuen Finder um ſeine verſprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund,“ ſprach er hierauf, „es waren eigentlich 800 Thaler in dem Tuche eingenäht. Ich finde nur noch 700 Thaler. Ihr werdet alſo wol eine Nath aufgetrennt und eure 100 Thaler Belohnung ſchon heraus genommen haben. Da habt ihr wohl daran gethan. Ich danke euch.“ Das war nicht ſchön. Aber wir ſind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längſten und Unrecht ſchlägt ſeinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Thaler, als um ſeine unbeſcholtene Rechtſchaffenheit zu thun war, verſicherte, daß er das Päcklein ſo gefunden habe, wie er es bringe, und es ſo bringe, wie er's gefunden habe. Am Ende kamen ſie vor den Richter. Beide beſtunden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der Eine, daß 800 Thaler ſeien eingenäht geweſen, der Andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht verſehrt habe. Da war guter Rath theuer. Aber

der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des Einen und die ſchlechte Geſinnung des Andern zum voraus zu kennen ſchien, griff die Sache ſo an: er ließ ſich von Beiden über das, was ſie ausſagten, eine feſte und feierliche Verſicherung geben, und that hierauf folgenden Ausſpruch: „Demnach, und wenn der eine von euch 800 Thaler verloren, der Andere aber nur ein Päcklein mit 700 Thalern gefunden hat, ſo kann auch das Geld des Letztern nicht das nämliche ſeyn, auf welches der Erſtere ein Recht hat. — Du, ehrlicher Freund, nimmſt alſo das Geld, welches Du gefunden haſt, wieder zurück und behältſt es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Thaler verloren hat. Und Dir da weiß ich keinen Rath, als Du geduldeſt Dich, bis derjenige ſich meldet, der Deine 800 Thaler findet.“

So ſprach der Richter und dabei blieb es. —

Hübſch und lehrreich iſt auch die folgende türkiſche Anekdote.

Zu dem Großſultan, als er eben an einem Freitage in die Moſchee (wie man die dortigen Kirchen nennt) gehen wollte, trat ein armer Mann von ſeinen Unterthanen mit ſchmutzigem Bart, zerfetztem Rock und durchlöcherten Pantoffeln, ſchlug ehrerbietig und kreuzweiſe die Arme über einander und ſagte: „Glaubſt Du auch, großmächtiger Sultan, was der heilige Prophet ſagt?“ Der Sultan, der ein gütiger Herr war, ſagte: „Ja, ich glaube, was der Prophet ſagt.“ Der arme Mann fuhr fort: „Der Prophet ſagt im Alkoran: Alle Muſelmänner ſind Brüder. Herr Bruder, ſo ſei ſo gut und theile mit mir das Erbe.“ Dazu lächelte der Kaiſer und dachte: das iſt eine neue Art, ein Almoſen zu betteln, und gibt ihm einen Löwenthaler. Der Türke beſchaut das Goldſtück lang

Digitized by Google

auf der einen Seite und auf der andern Seite. Am Ende ſchüttelt er den Kopf und ſagt: „Herr Bruder, wie komme ich zu einem ſchäbigen Löwenthaler, da Du doch mehr Silber und Gold haſt, als hundert Mauleſel tragen können, und meinen Kindern daheim werden vor Hunger die Nägel blau, und mir wird nächſtens der Mund ganz zuſammenwachſen. Heißt das getheilt mit einem Bruder?“ Der gütige Sultan aber hob warnend den Finger in die Höhe und ſagte: „Herr Bruder, ſei zufrieden und ſage ja Niemand, wie viel ich Dir gegeben habe; denn unſere Familie iſt groß, und wenn unſere andern Brüder alle auch kommen und verlangen ihr Erbtheil von mir, ſo wird's nicht reichen und Du mußt noch herausgeben.“ Das begriff der Herr Bruder, ging zum Bäckermeiſter und kaufte ein Laiblein Brod für ſeine Kinder; der Sultan aber begab ſich in die Moſchee und verrichtete ſein Gebet.

In der Türkei iſt Juſtiz. Ein Kaufmannsdiener auf der Reiſe von der Nacht und Müdigkeit überfallen, bindet ſein Pferd, das mit koſtbaren Waaren beladen war, nimmer weit von einem Wachthaus an einen Baum, legt ſich ſelber unter das Obdach des Baumes und ſchläft ein. Früh als ihn die Morgenluft und der Wachtelſchlag weckte, hatte er gut geſchlafen, aber das Rößlein war fort. Da eilte der Beraubte zu dem Statthalter der Provinz, der ein Prinz war, und klagte vor ſeinem Richterſtuhl ſeine Noth. Der Prinz gab ihm ein wenig Gehör. „So nahe bei dem Wachthaus, warum biſt du nicht die funfzig Schritte weiter geritten, ſo wäreſt du ſicher geweſen. Es iſt deines Leichtſinns Schuld.“ Da ſagte der Kaufmannsdiener: „Gerechter Prinz, hab ich mich fürchten ſollen, unter freiem Himmel zu

ſchlafen in einem Lande wo Du regierſt?“ Das that dem Prinzen wohl, und wurmte ihn zugleich. „Trink heute Nacht ein Gläslein türkiſchen Schnapps,“ ſagte er zu dem Kaufmannsdiener, „und ſchlafe noch einmal unter dem Baume.“ So geſagt, ſo gethan. Des andern Morgens, als ihn die Morgenluft und der Wachtelſang weckte, hat er auch gut geſchlafen; denn das Rößlein ſtand mit allen Koſtbarkeiten wieder angebunden neben ihm, und an dem Baum hing ein todter Menſch, der Dieb, und ſah das Morgenroth nimmermehr.

Bäume gäb' es noch an manchen Orten, große und kleine.

Digitized by Google

IV.

Ein halb Dutzend Eheſtandsgeſchichten und ein paſſend Mährlein voran.

Prinz und Prinzeſſin lebten noch in ihren Honigmonaten. Sie fühlten ſich überaus glücklich und zufrieden; nur Eines beunruhigte ſie zu Zeiten, der Gedanke: ob es wol immer ſo bleiben werde. Daher wünſchten ſie wol, ſie möchten einen Talisman erhalten, der ſie ſicher ſtellen könnte gegen jede Unzufriedenheit in der Ehe. — Nun hatten ſie oft von einem Einſiedler gehört, der als ein Wiſſender galt unter dem Volke, und der jedermänniglich gern zu Rathe ſtand in den Nöthen und Angelegenheiten des Lebens. Zu dem begaben ſich nun Prinz und Prinzeſſin und trugen ihm ihr Anliegen vor. Der Einſiedler, als er ihr Anſuchen vernommen, ſagte zu ihnen: „Ziehet durch nahe und ferne Lande und wo ihr irgend ein zufriedenes Ehepaar findet, da bittet euch ein Stücklein aus von ihrem Hemde, und ſo ihr dieß erhaltet, ſo tragt es bei Euch immerdar. Das iſt ein probates Mittel.“ — Prinz und Prinzeſſin ritten fort und bald ward ihnen ein Rittersmann genannt, der mit ſeiner Frau in überaus glücklicher Ehe lebe. Sie kamen auf das Schloß und befragten dieſelben, ob ſie ganz zufrieden ſeien in ihrer Ehe, wie die Rede von ihnen gehe. Da ward ihnen

die Antwort: Ja, bis auf das Eine, daß wir keine Kinder haben. Es war alſo der Talisman bei dieſen nicht zu finden und Prinz und Prinzeſſin mußten weiter ziehen, um nach ganz zufriedenen Eheleuten zu forſchen. — Sie kamen darauf in eine Stadt, wo ſie vernahmen, es ſey ein Bürgersmann daſelbſt, der mit ſeinem Weibe in großer Eintracht und Zufriedenheit lebe. Zu dem gingen ſie und befragten ihn gleichfalls, ob er wirklich ſo zufrieden ſey in ſeiner Ehe, wie die Leute ſagen. Der Mann antwortete: Ei ja wol! wir leben glücklich mit einander und ſind auch zufrieden, bis auf das Eine, daß wir ſo viele Kinder haben, die uns freilich viel Sorge und Kummer machen. Von dieſen war alſo der Talisman auch nicht zu erwarten, und Prinz und Prinzeſſin zogen weiter durch das Land, und erkundigten ſich überall nach zufriedenen Eheleuten; es geſchah aber weiter keine Meldung davon. — Eines Tages, wie ſie Felder und Wieſen entlang ritten, bemerkten ſie einen Hirten unfern des Weges, der gar luſtig auf ſeiner Schalmey blies. Und ſie ſahen, wie ſo eben ein Weib zu ihm herbeikam, das ein Kind auf dem Arme trug und einen Knaben an der Hand führte. Und der Hirt, als er ſie ſah, ging ihnen entgegen und begrüßte ſie, und er nahm der Frau das Kind ab, das er küßte und herzte; und an den Knaben kam der Phylax heran, der ihn liebkoſete, bellend und frohlockend. Das Weib aber ſtellte indeß den Topf zurecht, den ſie mitgebracht und ſagte: Vater, jetzt komm und iß! Und der Mann ſetzte ſich und langte zu; das erſte Bißlein aber bekam das Kind und die andern theilte er mit dem Büblein und dem Phylax. Das alles ſahen und hörten Prinz und Prinzeſſin; und ſie kamen herbei und redeten die Leute an und

Digitized by Google

ſagten: Ihr ſeid ja doch wol Eheleute, und zwar recht glückliche und zufriedene Eheleute? Ja, ſagte der Mann, das ſind wir, Gott ſei Dank! und Prinzen und Prinzeſſinnen können es nicht mehr ſeyn. — Nun ſo vernehmt und gewähret uns, ſagte der Prinz, ein kleines Anſuchen. Es ſoll Euch nicht gereuen, wenn ihr uns willfahret. Gebt uns ein Stücklein von euren Hemden. Hirt und Hirtin ſahen wunderlich drein bei dieſer Anrede; zuletzt ſagte der Mann: Ei wie gern wollten wir euch nicht nur ein Stücklein geben, ſondern das ganze Hemd. Aber leider! haben wir keins! — Alſo mußten Prinz und Prinzeſſin unverrichteter Dinge weiter ziehen, und da ſie des langen, eitlen Herumfahrens müde geworden, ſo kehrten ſie ihres Weges zurück. Als ſie nun wieder zur Hütte des Einſiedlers kamen, ſchalten ſie ihn, daß er ſie ſo übel berathen habe, und erzählten ihm die Geſchichte. Der Einſiedler lächelte und ſprach: Seid Ihr denn umſonſt des Weges gezogen, und kommt ihr nicht reicher zurück an Erfahrung? Ja, ſagte der Prinz, ich habe erfahren, daß die Zufriedenheit ein gar ſeltenes Gut auf Erden ſei. Und ich habe gelernt, ſagte darauf die Prinzeſſin, daß man, um zufrieden zu ſeyn, eben nichts brauche, als — zufrieden zu ſeyn. Darauf gaben ſich Prinz und Prinzeſſin die Hand, und ſahen ſich mit liebreichen Blikken an. Und der Einſiedler ſegnete ſie und ſprach: „Ihr habt ihn gefunden den rechten Talisman, in Eurem Herzen. Bewahret ihn ſorgfältig und der böſe Geiſt der Unzufriedenheit wird euch nichts anhaben können auf ewige Zeiten.“

Und auf dieſes Mährlein folgen nunmehr unſere verſprochenen Eheſtandsgeſchichten.

Digitized by Google

1. Der alte Gott lebt noch.

Es war eines Sonntags Morgen. Die Sonne ſchien hell und warm in die Stube; linde, erquickliche Lüfte zogen durch die offenen Fenſter, im Freien unter dem blauen Himmel jubilirten die Vögel; und die ganze herrlich grünende Landſchaft ſtand da, wie eine Braut an ihrem Ehrentage. Aber während nun draußen überall Freude herrſchte, brütete im Hauſe, in jener Stube, nur Trübſal und Trauer. Selbſt die Hausfrau, die ſonſt immer eines heitern und guten Muthes war, ſaß heute mit umwölktem Antlitz und mit niedergeſchlagenem Blicke da beim Morgenimbiß und ſie erhob ſich zuletzt, ohne etwas zu eſſen, vom Sitze, und eine Thräne aus dem Auge wiſchend, eilte ſie gegen die Thüre zu. — Es ſchien aber auch in der That, als wenn der Fluch auf dieſem Hauſe laſtete. Es war Theuerung im Lande; das Gewerbe ging ſchlecht; die Auflagen wurden immer drückender; das Hausweſen verfiel von Jahr zu Jahr mehr, und es war am Ende nichts abzuſehen, als Armuth und Verachtung. Das hatte den Mann, der ſonſt ein fleißiger und ordentlicher Bürger war, ſchon ſeit langer Zeit trübſinnig gemacht, dergeſtalt, daß er an ſeinem fernern Fortkommen verzweifelte und manchmal ſogar äußerte, er wolle ſich ſelbſt Leides anthun, und ſeinem elenden, troſtloſen Leben ein Ende machen. Da half denn auch kein Zureden von Seiten ſeiner Frau, die ſonſt immer aufgeräumten Sinnes war und alle Troſtgründe ſeiner Freunde, weltliche und geiſtliche, verſchlugen nichts, und machten ihn nur ſchweigſamer und trübſeliger. — Der geneigte Leſer wird denken, da ſey es kein Wunder geweſen, daß denn zuletzt auch die Frau all' ihren Muth

und Freude verloren hat. Es hatte aber mit ihrer Traurigkeit eine ganz eigene Bewandtniß, die wir bald hören werden. Als der Mann ſah, daß auch ſein Weib trauerte und eben forteilen wolle, hielt er ſie an und ſprach: „Ich laſſ' dich nicht aus der Stube, bis du mir ſagſt, was dir fehle. Sie ſchwieg noch eine Weile; dann aber that ſie den Mund auf, und indem ſie einen großen Seufzer holte, ſprach ſie: Ach lieber Mann! es hat mir heute Nacht geträumt, unſer lieber Herr Gott ſey geſtorben, und die lieben Engelein ſeien ihm zur Leiche gegangen. „Einfalt! ſagte der Mann, wie kannſt du denn ſo etwas Albernes für wahr halten oder auch nur denken? Gott kann ja nicht ſterben.“ Da erheiterte ſich plötzlich das Geſicht der guten Frau und indem ſie des Mannes beide Hände erfaßte und zärtlich drückte, ſagte ſie: Alſo lebt er noch, der alte Gott? Ja freilich! ſprach der Mann. Wer wollte denn daran zweifeln? Da umfing ſie ihn und ſah ihn an mit ihren holdſeligen Augen, aus denen Zuverſicht und Friede und Freudigkeit ſtrahlte und ſie ſprach: Ei nun, beſter, herzliebſter Mann, wenn der alte Gott noch lebt, warum glauben und vertrauen wir denn nicht auf Ihn — Er, der unſere Haare gezählt hat, und nicht zuläßt, daß eines ohne ſein Wiſſen ausfalle, der die Lilien des Feldes bekleidet, und die Sperlinge ernährt und die jungen Raben, die nach Futter ſchreien? — Bei dieſen Worten geſchah es dem Manne, als fielen ihm plötzlich Schuppen vom Auge, und als löſete ſich das Eis, das ſich um ſein Herz gelegt hatte. Und er lächelte zum erſtenmal wieder nach langer Zeit; und er dankte ſeinem frommen lieben Weibe für die Liſt, die ſie angewandt, um ſeinen todten Glauben an Gott zu beleben und das Zutrauen zu

Digitized by Google

ihm hervorzurufen. So blieb es auch. Und als die Zeiten ſich geändert hatten, da ſchien die Sonne noch freundlicher in die Stube, als ſonſt; denn ſie ſchien auf das Antlitz zufriedener Menſchen, und die Lüfte wehten erquicklicher um ihre verklärten Wangen, und die Vögel jubilirten noch lauter in den Dank ihrer Herzen gegen Gott.

2. Der Schuſter Flink.

„Schafft Gott den Haſen, ſo ſchafft er auch den Raſen.“ Mit dieſem Sprichwort wollte der biedere Pfarrherr einen Vater beruhigen, der ihm die Niederkunft ſeiner Frau mit Zwillingen anzeigte, und über den allzureichen Segen bekümmert war. Ich wollte das Sprüchlein wol glauben, antwortete der Mann, wenn nur die Kinder auch Gras äßen, wie die Haſen. Wer hatte Recht, dieſer verzagte Mann oder der Pfarrer? Es bleibt dabei, der Pfarrer hatte Recht, und der Leitmeritzer Hausfreund könnte dieſes mit vielen Geſchichten beweiſen; er will aber nur eine einzige anführen vom armen Schuſter Flink. Dieſer lebte in einem kleinen Städtchen, und ernährte ohne eigenes Vermögen blos von ſeiner Hände Verdienſt ſeine Familie von ſieben Kindern. Ihm kam ſeine geſchäftige Frau Eva trefflich zur Hilfe, und ſo fanden ſie bei ihrem vereinten regelmäßigen Fleiße immer ihr nöthiges Auskommen; aber am Ende des Jahres hatten ſie doch keinen Ueberſchuß; daher konnten ſie keinen neuen Koſtgänger brauchen — und doch kündigte eines Tages das gute Evchen mit betrübtem Herzen ihrem Manne die baldige Hoffnung ihres achten Kindes an. Meiſter Flink ſann hin und her, um neue Nahrungsquellen zu entdecken, aber er fand keine. Endlich kam er auf den Gedanken, einem kinderloſen

Digitized by Google

Kaufmanne des Städtchens das zu hoffende Kind vor die Thüre zu legen, und theilte dieſes Vorhaben ſeiner Frau mit. Lange kämpfte das zärtliche Mutterherz gegen dieſen Vorſchlag, und durch das dringende Zureden ihres Mannes wurde ſie endlich dahin gebracht, ihre Einwilligung zu geben. Sie verbarg nun ihre geſegneten Leibesumſtände und kam endlich nieder; allein wie ſehr hatte ſich das gute Ehepaar verrechnet! Sie gebar Zwillinge, ein Knäblein und ein Mägdlein.

Alle beide Kinder wollten ſie doch dem Kaufmann nicht aufhalſen, ſondern eines davon behalten; nur waren ſie nicht einig, welches von beiden ſie ausſetzen wollten. Die Frau wünſchte das Büblein zu behalten, und auch dem Vater that es weh dieſes hinzugeben; denn es war ein ſchönes und feines Kind, aber er meinte, das Knäblein würde eher eine willige Aufnahme und eine ſorgfältige Verpflegung finden, da es bald im Laden gebraucht werden könnte — und ſo wurde dann beſchloſſen, das Büblein abzugeben. Jetzt erſt wurde die Hebamme herbeigerufen, nachdem man vorher das Knäblein verſteckt hatte, und ſie war froh, das Mägdlein allbereits an's Tageslicht gefördert anzutreffen. In der nächſten Nacht zwiſchen 10 und 11 Uhr brachte der Vater das Knäblein der Mutter, daß es ſich noch zum letztenmal an ihrer Bruſt laben könnte. Mit ſchmerzlicher Wehmuth und mit den Worten: „Du biſt doch mein und bleibſt mein“ überließ die Mutter den holden Säugling dem Vater, der ihn nun gut eingehüllt unter ſeinen Mantel nahm und dem Hauſe des Kaufmanns zueilte. Alles iſt ſtille und er hört nichts, als das ängſtliche Klopfen ſeines eigenen Herzens. Er iſt am Hauſe und will das Kind auf der oberſten Treppe an der Thüre niederlegen — und im nämlichen Augenblicke fliegen

beide Thürflügel auf, und: „Hab ich dich, du Spitzbube!“ donnert ihm die Stimme des Kaufmanns entgegen; willſt du deinen Bankert auf der Stelle nehmen, oder ſoll ich dich der Obrigkeit zur gerechten Strafe anzeigen? Mit dieſen Worten und unter vielem Fluchen gibt nun der Kaufmann dem Schuſter ein fremdes Kind, das eine halbe Stunde vorher, ehe Flink kam, jenem vor die Thüre gelegt worden war. Vermuthend, daß der Eigenthümer des Kindes nachſehen werde, ob es aufgenommen worden ſey, lauerte der Kaufmann hinter der Thüre und nach einer halben Stunde kam, wie geſagt, unſer Meiſter Flink, und ehe er noch Zeit hatte, ſein eigenes hinzulegen, hatte er ſchon das Fremde in ſeinen Armen und der Kaufmann ſchmetterte ihm die Thüre vor der Naſe zu. Wie verſteinert ſtand er anfänglich da. Was ſollte er nun thun? Sollte er wol das fremde Kind wegwerfen oder gar am erſten Stein zerſchmettern? Nein, dazu dachte er zu chriſtlich. Unter jedem Arm ein Kind kehrte er zu ſeiner Wohnung zurück, und iſt auf ſeinem Heimwege ſogar noch beſſern Muthes, als er war, da er in der bewußten Abſicht vom Hauſe wegging. Unterdeſſen benetzte Evchen, beſorgt für ihren Mann und den Säugling, ihr Bette mit Thränen, bereute es ſchmerzlich, eingewilligt zu haben, und flehte zu Gott, daß der Kaufmann Mitleiden und Barmherzigkeit gegen das arme Würmlein ins Herz geben möchte. Mitten in ihrem Kummer öffnete ſich die Stubenthür und ihr Mann tritt herein. Auf die Frage, wie's gegangen ſey, wagt er's kaum zu antworten, daß er für eines zwei Kinder bringe. So haſt du unſer Büblein wieder? Gott Lob und Dank! rief Evchen hocherfreut. Gib mirs her, daß ich's herze. Einz'ſ

mir doch vor, als ichs hingab und ſagte: „Du biſt mein und bleibſt mein“! Ja du ſollſt mein bleiben, ſo lange Gott will. „Du freuſt dich, liebes Evchen, daß du dein Büblein wieder haſt, ſagte der Mann; aber woher nehmen wir Brods genug für unſere neun eigenen und für das zehnte fremde Kind? Der gute Mann ſah den Engel, den Gott zu ſeiner Rettung aus der Noth geſandt hatte, nicht, und doch war er ganz in der Nähe. Der Frau ahnete etwas davon, denn mit einer Zuverſicht, als wenn es ihnen gar nicht fehlen könnte, ſpricht ſie dem verzagten Manne Troſt ins Herz mit den Worten:

Der den Wurm im Staube nährt,
Und verlaßnen Raben
Reichlich Unterhalt gewährt,
Wird dir ſeine Gaben
Nicht entziehn,
Hoff auf ihn.
Er läßt nie die Seinen
Lange troſtlos weinen.

Nicht lange weinten dieſe guten Leute troſtlos. Eben wickelte Flink das arme Kind auf, um es näher zu ſehen (es war ein Büblein), als er zu deſſen Füßen einen Beutel Geld mit 100 Thalern und einen Brief an den Kaufmann fand, dem man es vor die Thüre gelegt hatte, vorin ſtand, „daß man in der Hoffnung einer mitleidigen Aufnahme und ſorgſamen Pflege ihm das Kindlein hingelegt habe. Er ſolle Vaterstreue an ihm beweiſen und erhalte vorläufig zur Erkenntlichkeit 100 Thaler und könne jährlich in einer benachbarten Stadt eben ſo viel bei einem Kaufmanne als Koſtgeld für das Kind erheben.“ Mit Freudenthränen in den Augen bittet Flink ſeine Frau, noch einmal den vorigen ſchönen Vers zu ſagen. Sie thats und als ſie an die Worte kam:

Digitized by Google

„wird dir ſeine Gabe nicht entziehn," zeigte Flink das entdeckte Geld mit den Worten: „da ſind ſchon dieſe Gaben, da iſt ſchon der kleine fremde Engel, den uns Gott geſandt hat, daß er uns für unſere Kinder ſorgen helfe."

Aber das Kind und das Geld waren an den Kaufmann addreſſirt, und dieſer erfuhr es nicht ſo bald, als er ſogleich auf das fremde Kind Anſprüche machte, um Barmherzigkeit an ihm üben zu können. Er war auch ein gar mitleidiger Mann; nur war er der Meinung, umſonſt iſt der Tod, und für 100 Thaler laſſe ſich ſchon ein Jahr lang gegen ein kleines Kind barmherzig ſeyn. Meiſter Flink behauptete, der Kaufmann habe ihm das Kind mit dem Gelde abgetreten, und ſogar auf eine ſehr grobe Art aufgedrungen.

Vor Gericht verlor der Schuſter und ſchon ſollte das Kind ſammt dem Gelde dem Kaufmann verabfolgt werden, als ein Schreiben vom Vater des Kindes an die Obrigkeit kam, des Inhalts: Man habe ſich in dem Kaufmanne geirrt, auch nicht geglaubt, daß er ſo hart ſeyn würde. Der arme Schuſter, der zu ſeinen vielen Kindern auch noch das fremde genommen und ſich erbarmet hatte, ſollte Pflegevater des Kindes bleiben und weil er ein armer Mann wäre, zu den hundert Thalern noch jährlich 50 Thaler weiter erhalten. Der geneigte Leſer wird ſich mit dem Leitmeritzer Hausfreunde freuen, daß die Sache am Ende eine ſo günſtige Wendung für den Schuſter nahm. Das Kindlein wuchs und wurde mit treuer Liebe von ſeinen Pflegeeltern zu einem guten Menſchen erzogen, und Meiſter Flink hatte ſein gutes Auskommen und wurde ein wohlhabender Mann. — So kommt Gott, eh' wir's uns verſeh'n, und läßt uns viel Gutes geſcheh'n.

Digitized by Google

3. Das Brauttänzlein.

Zwei arme, alte Leute, Mann und Weib, arbeiteten eines Tages in ihrem Aeckerlein, das an der Straße lag. Und ſie ſpateten und hackten von früh Morgens bis Mittag in einem fort; und wie es Mittag war, hatten ſie wol viel Hunger, aber wenig Brod. Da ſagte das Weib und ſeufzte: Ach Gott, was haben wir doch verſchuldet, daß es uns ſo elend geht! Der Mann, der eines immer heiteren Sinnes war, ſagte: Es muß denn wol ſeyn, daß wir unſer Brauttänzlein vergeſſen haben. Was meinſt, Annamarie, wenn wir jetzt nachholten? Und er packte ſogleich das Weib um die Mitte und drehte ſie und ſie mußte ſelbſt dazu lachen. Und weil es ganz uneben auf dem Acker war, ſo gingen ſie auf die Straße, und ſie tanzten hier auf und ab, hin und her, bis ſie endlich ſchwindlicht wurden und beide in den Straßengraben hinabfielen. Da lagen ſie, — der Mann lachte und das Weib ſchimpfte über das tolle Brauttänzlein. Wie ſie aber nun aufſtanden, da bemerkte der Mann eine Geldkatze daneben liegen, und ſie war auch voll von Gold. Da ſchrie der Mann: Juchei! als ob's auf der Hochzeit wäre. Jedoch bald darauf kam ein Kaufherr des Wegs und er fragte die Beiden, die nun wieder an der Arbeit waren, ob ſie keine Geldkatze gefunden hätten? Der Mann war gleich beſchlagen und ſagte: O ja! damals, als wir das Brauttänzlein gemacht haben. Hierauf ſagte der Mann: So lang iſt's nicht her, daß ich ſie verloren habe, und ging weiter. — In dem, was folgt, weichen nun die Erzähler von einander ab. Einige ſagen, die Geſchichte habe ſich in Ober-Grund zugetragen, und der arme Mann habe die Katze dem Kaufherrn zugeſtellt, wofür er denn auch ein ſchönes Geſchenk

zu ſeinem Brauttänzlein erhalten habe. Andere dagegen behaupten, es ſey in Nieder-Grund geſchehen, und der Mann habe das Geld behalten und die Katze obendrein. Und der günſtige Leſer mag nun glauben, was ihm das Beſte zu ſeyn dünkt.

4. Vom Stubenkehren.

„Weib, mach keinen ſolchen Staub in die Stube! Spritz erſt auf, eh' du kehreſt.“ So ſagte der Mann. Aber: lange Röck', kurzer Sinn! Es vergingen wenige Tage, daß die Frau wieder auskehrte, ohne aufzuſpritzen. Indem kam der Mann in die Stube, und, als er den großen Staub ſah, ſchalt er die Frau ob ihrer Vergeſſenheit und ihres Eigenſinns. Die aber ſagte, kurz angebunden: Magſt einſtweilen ſpazieren gehen, bis der Staub vergeht. Der Mann ließ ſich das nicht zweimal ſagen, ſondern zog ſeinen Feiertagsrock an, nahm Stock und Hut und ging ſpazieren ins Wirthshaus. Dort traf er einen guten Nachbarn, den der Rauch aus dem Hauſe vertrieben hatte, und ſie zechten und waren guter Dinge bis in die tiefe Nacht hinein. Dies luſtige Leben ſetzten ſie fort am andern Tage, und weil aller guter Dinge drei ſind, auch noch am dritten Tage bis gegen Abend; und es geſellten ſich inzwiſchen noch andere gute Nachbarn zu ihnen, die zwar nicht Staub und Rauch, aber der Durſt ins Wirthshaus getrieben hatte. Inzwiſchen hatte die Frau Zeit genug gehabt, ihre Betrachtungen anzuſtellen, und es waren ſehr heilſame und fruchtbringende Betrachtungen. Denn des andern Tages ſpritzte ſie über die Maßen auf, ehe ſie auskehrte; und am dritten Tage wuſch und fegte ſie ſogar den Boden, nachdem ſie erſt noch ſorgfältig Tiſch und Bänke abgeſtaubt und die Fenſter gereiniget hatte.

Endlich am Abend des dritten Tages machte ſich der Mann mit ſeinen guten Nachbarn auf den Weg nach Hauſe. Er ließ es aber auch jetzt nicht an Vorſicht fehlen, ſondern klopfte zuerſt an das Fenſter, und als die Frau geöffnet hatte, fragte er: „Frau, iſt der Staub nun vergangen?“ Die Frau lachte und ſagte: „Ja, aber der Beſen ſteht noch hinter der Thür.“ Das ließ ſich der Mann gefallen; und die Frau merkte ſich aber ihr Theil, und kehrte ſeit der Zeit nicht mehr aus, ohne aufzuſpritzen. — Dies bedenket, ihr Weiber! Machet und leidet keinen Staub und Rauch im Hauſe, und ſchaffet die Männer nicht fort; denn ſie bleiben ohnehin nicht gern daheim.

5. Drei ſchlechte und drei gute Wünſche.

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glücklich beiſammen, und hatte den einzigen Fehler, der in jeder menſchlichen Bruſt daheim iſt: wenn man's gut hat, hätt' man's gern beſſer. Aus dieſem Fehler entſtehen ſo viele thörichte Wünſche, woran es unſerm Hans und ſeiner Liſe auch nicht fehlte. Bald wünſchten ſie des Richters Acker, bald des Schenkwirths Geld, bald des Gutsherrn Haus, Hof und Vieh, bald einmal hundert tauſend Millionen kaiſerlicher Gulden kurzweg. Eines Abends aber, als ſie friedlich am Ofen ſaßen und Nüſſe aufklopften, und ſchon ein tiefes Loch in den Stein hineingeklopft hatten, kam durch die Kammerthür (erſchrecket nicht, liebe Leſer) ein weißes Fräulein herein, nicht mehr als eine Elle lang, aber wunderſchön von Geſtalt und Angeſicht, und die ganze Stube war voll Roſenduft. Das Licht löſchte aus, aber ein Schimmer, wie Morgenroth ſtrahlte von dem Fräulein aus und überzog alle Wände. Ueber ſo etwas kann man ſich

nun doch ein wenig entſetzen, ſo ſchön es auch ausſehen mag. Aber unſer gutes Ehepaar erholte ſich bald wieder, als das Fräulen mit ſüßer, ſilberreiner Stimme ſprach: „Ich bin eure Freundin, die Bergfey Loreloreley, die im kryſtallenen Schloß mitten in den Bergen wohnt, mit unſichtbarer Hand Gold in den Flußſand ſtreut und über ſiebenhundert dienſtbare Geiſter gebietet. Drei Wünſche dürft ihr thun, drei Wünſche ſollen erfüllt werden.“ Hans drückte den Elenbogen an den Arm ſeiner Frau, als ob er ſagen wollte: das lautet nicht übel. Die Frau aber war ſchon im Begriff, den Mund zu öffnen und etwas von ein paar Dutzend goldgeſtickten Hauben, ſeidenen Halstüchern und dergleichen zur Sprache zu bringen, als die Bergfey ſie mit aufgehobenem Zeigefinger warnte: „Acht Tage lang, ſagte ſie, habt ihr Zeit. Bedenkt euch wohl und übereilt euch nicht.“ „Das iſt kein Fehler,“ dachte der Mann und legte ſeiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verſchwand. Die Lampe brannte, wie vorher und ſtatt des Roſenduftes zog wieder, wie eine Wolke am Himmel, der Oeldampf durch die Stube.

So glücklich nun unſere guten Leute in der Hoffnung ſchon zum Voraus waren, und keinen Stern mehr am Himmel ſahen, ſondern lauter Baßgeigen; ſo waren ſie doch jetzt recht übel daran, weil ſie vor lauter Wunſch nicht wußten, was ſie wünſchen wollten und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu ſprechen, aus Furcht, es möchte für gewünſcht paſſiren, ehe ſie es genug überlegt hätten. Nun ſagte die Frau: „Wir haben ja noch Zeit bis am Freitag.“ Des andern Abends, während die Kartoffeln zum Nachteſſen in der Pfanne praſ-

Digitized by Google

ſelten, ſtanden beide, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beiſammen, ſahen zu, wie die kleinen Feuerfünklein an der rußigen Pfanne hin und her züngelten, bald angingen, bald auslöſchten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihrem künftigen Glück. Als die Frau aber die größten Kartoffeln aus der Pfanne auf die Schüſſel anrichtete, und ihr der Geruch lieblich in die Naſe ſtieg: — „Wenn wir jetzt nur ein gebratenes Würſtlein dazu hätten!“ ſagte ſie in aller Unſchuld und ohne an etwas Anderes zu denken, und — o weh, da war der erſte Wunſch gethan. — Schnell, wie ein Blitz kommt und vergeht, kam es wieder wie Morgenroth und Roſenduft durch das Kamin herab, und auf den Kartoffeln lag die ſchönſte Bratwurſt. — Wie gewünſcht, ſo geſchehen. — Wer ſollte ſich über einen ſolchen Wunſch und ſeine Erfüllung nicht ärgern? Welcher Mann über ſolche Unvorſichtigkeit ſeiner Frau nicht unwillig werden?

„Wenn dir doch nur die Bratwurſt an der Naſe angewachſen wäre,“ ſprach er in der erſten Ueberraſchung, auch in aller Unſchuld und ohne an etwas Anderes zu denken — und wie gewünſcht, ſo geſchehen. Kaum war das letzte Wort geſprochen, ſo ſaß die Wurſt auf der Naſe des guten Weibes feſt, wie angewachſen und hing zu beiden Seiten wie ein Huſaren-Schnauzbart. Nun war die Noth der armen Eheleute erſt recht groß. Zwei Wünſche waren gethan und vorüber, und noch waren ſie um keinen Heller und um kein Waitzenkorn, ſondern nur um eine böſe Bratwurſt reicher. Noch war ein Wunſch zwar übrig. Aber was half nun aller Reichthum und alles Glück zu einem ſolchen Naſenzierrath der Hausfrau? Wollten ſie wohl oder übel, ſo mußten

Digitized by Google

ſie die Bergfey bitten, die Frau Liſe wieder von der vermaledeiten Wurſt zu befreien. Wie gebeten, ſo geſchehen, und ſo war der dritte Wunſch auch vorüber, und die armen Eheleute ſahen einander an, waren der nämliche Hans und die nämliche Liſe nachher wie vorher, und die ſchöne Bergfey kam niemals wieder.

Merke: wenn dir einmal die Bergfey alſo kommen ſollte, ſo ſey nicht geitzig, ſondern wünſche:

Numero Eins: Verſtand, daß du wiſſen mögeſt, was du

Numero Zwei: wünſchen ſolleſt, um glücklich zu werden. Und weil es leicht möglich wäre, daß du alsdann etwas wählteſt, was ein thörichter Menſch nicht hoch anſchlägt, ſo bitte noch:

Numero drei: um beſtändige Zufriedenheit und keine Reue.

Oder ſo:

Alle Gelegenheit, glücklich zu werden hilft nichts, wer den Verſtand nicht hat, ſie zu benutzen. Dies wollen wir ſchnell an einer andern Geſchichte von drei Wünſchen erproben. Diesmal iſt aber die Fee Loreloreley nicht dabei, auch riecht es nicht nach Roſenduft und Morgenroth, ſondern nach Czernoſeker und nach Kalbfleiſch in einer ſauern Brühe.

Drei luſtige Kameraden ſaßen beiſammen zu Außig im Lamm, und als ſie das Saueresſen verzehrt hatten, und noch eine Flaſche voll Czernoſeker mit einander tranken, ſprachen ſie von allerlei, und fingen zuletzt an zu wünſchen. Endlich wurden ſie der Rede eins, es ſollte jeder noch einen kernhaften Wunſch thun, und wer den beſten Wunſch hervorbringe, der ſoll frei ausgehen bei der Zeche.

Da ſprach der Erſte: So wünſch ich denn, daß

ich alle Feſtungsgräben von ganz Joſephſtadt und Gratz voll feiner Nähnadeln hätte, und zu jeder Nadel einen Schneider, und jeder Schneider müßte mir ein Jahr lang lauter Malterſäcke nähen, und wenn ich dann jeden Malterſack voller Doppeldukaten hätte, ſo wollte ich zufrieden ſeyn.

Der Zweite ſagte: So wollt' ich denn, daß das ganze Feſtungsmagazin bis unter den Dachſtuhl hinauf voll Wechſelbriefe vom feinſten Poſtpapier läge, ſo viel darin Platz haben, und wäre mir auf jedem Wechſelbrief ſo viel Geld verſchrieben, als in allen deinen Malterſäcken Platz hat, und ich hätt's.

Der Dritte ſagte: So wollt ich denn, daß ihr Beide hättet, was ihr wünſcht, und daß euch alsdann beide in einer Nacht der Henker holte, und ich wär' euer Erbe.

Der Dritte ging frei aus bei der Zeche.

Nun, nach dieſem eingeſchobenen Exempel von Wünſchen noch kürzlich die letzte Eheſtandsgeſchichte.

6. O ihr lieben, treuen Weiber!

Wenn die Weiber ſich ihrer Lieb' und Treue gegen ihre Männer gern zu ſehr überheben wollen, ſo erzählt man ihnen wohl auch folgenden guten, alten Schwank. Eine Frau verlor ihren Mann durch frühen Tod. Sie hatten in großem Frieden mit einander gelebt, und nun, da er geſtorben, ſchien ihres Jammers und Klagens kein Maß und Ende zu ſeyn. Sie wich nicht von dem Grabe, weder bei Tag noch bei Nacht, und ſelbſt der Pfarrherr konnte ſie nicht ihres Leides getröſten. Nun ſtand nicht fern von dem Freithof der Galgen. Daran hatten ſie jüngſt Einen gehenkt, und aus Furcht, es möchte der Leichnam von deſſen Verwandten geſtohlen

werden, hatten ſie zur Nacht einen Schergenknecht hingeſtellt, daß er den Leichnam in Hut hielte. Als dieſer nun des Weibes Weinen und Wimmern vernahm, wollte er zuſehn, was das wäre; und da er die Urſache ihrer Trauer vernommen, ſo ſprach er ihr freundlichen Troſt zu, und gemahnte ſie, des Todes zu vergeſſen, und das Leben wieder lieb zu gewinnen. Das wiederholte er ſo oft, und trieb es ſo lange, bis ſie des Handels eins wurden. Inzwiſchen ward ihm der Dieb vom Galgen geſtohlen. Darüber hatte er großen Schrecken, denn es ſtund ihm ſein Leben darauf. Er kam eilends zur Frau und klagte ihr ſein Leid, und bat ſie um einen treuen Rath. Die Frau ſprach: Spare deinen Kummer; ich habe einen Einfall, wie dir geholfen werden könne. Sie hieß ihn darauf den Strick vom Galgen holen, ſie ſelbſt inzwiſchen grub ihren Mann aus dem Grabe und übergab ihn dem Schergenknecht, daß er ihn an den Galgen hängen ſollte an des Diebes Statt. Der Knecht ſprach: O liebe Frau! es iſt umſonſt; denn der Dieb hatte einen kahlen Kopf. Dem iſt leicht abzuhelfen, ſagte die Frau, und ſie rupfte ihrem Manne eilends alle Haare aus, und half alſo dem Schergen, ihn an den Galgen henken. Darauf nahm ſie der Knecht zur Ehe und ließ ſie der Lieb und Treue genießen, die ſie an ihrem Herrn begangen hatte. — Dieſe Geſchichte ſteht in alten Büchern geſchrieben; und darum muß ſie wohl wahr ſeyn, ihr lieben, treuen Weiber!

Digitized by Google

V.

Wie man einen König beſchenkte, und was es eingetragen.

Daß man ſeine Gelegenheit eben ſo leicht verfehlen, als benützen kann, haben wir vorhin bei der fünften Eheſtandsgeſchichte erfahren. Wir wiſſen noch ein Beiſpiel von Einem, der es abſonderlich zu fangen gedachte.

Es waren nämlich einmal zwei Brüder, die waren Kriegsleute, und der eine von ihnen war reich, der andere arm. Da wollte der Arme ſich aus ſeiner Noth helfen, zog den Kriegsrock aus, und ward ein Bauer. Alſo grub und hackte er ſein Stückchen Acker und ſäete Rübenſamen. Der Same ging auf, und es wuchs eine Rübe, die ward groß und ſtark und ward zuſehends dicker und wollte gar nicht aufhören zu wachſen, ſo daß niemals war ſolch' eine Rübe geſehen worden. Zuletzt war ſie ſo groß, daß man ſie auf einen Wagen legen mußte, um ſie vom Platze zu bringen. Der Bauer wußte nicht, was er damit anfangen ſollte, und ob's ſein Glück oder Unglück wäre. Endlich dachte er: Verkaufſt du ſie, was wirſt du Großes dafür bekommen, und willſt du ſie ſelber eſſen, ſo thun die kleinern Rüben denſelben Dienſt. Am beſten iſts, du bringſt ſie dem Könige und machſt ihm ein Geſchenk damit. Alſo

Digitized by Google

lud er ſie auf den Wagen, ſpannte ſeine Ochſen vor, brachte ſie an den Hof und ſchenkte ſie dem Könige. „Ei!" ſagte der König, „was iſt das für ein ſeltſam Ding? Mir iſt viel Wunderliches vor die Augen gekommen, aber ſo ein Ungethüm noch nicht! Aus was für Samen mag die gewachſen ſeyn? Oder dir geräth's allein, und du biſt ein Glückskind." „Ach nein, ſagte der Bauer, ein Glückskind bin ich nicht, ich bin nur ein armer Kriegsmann, der ſich nicht mehr nähren konnte; darum hing ich den Kriegsrock an den Nagel und baute das Land. Ich habe noch einen Bruder, der iſt reich, und euch, Herr König wohl bekannt; ich aber habe Nichts und bin von aller Welt vergeſſen."

Da empfand der König Mitleid mit ihm und ſprach: Deiner Armuth ſollſt du überhoben ſeyn und ſo von mir beſchenkt werden, daß du wohl deinem reichen Bruder gleich kommſt. Da ſchenkte er ihm viele Aecker, Wieſen und Herden und machte ihn ſteinreich, ſo daß des andern Bruders Reichthum gar nicht konnte damit verglichen werden.

Als dieſer hörte, was ſein Bruder mit einer einzigen Rübe erworben hatte, beneidete er ihn und ſann hin und her, wie er ſich auch ein ſolches Glück zuwenden könnte. Er wollte es aber noch viel geſcheidter anfangen, nahm ſechs außerordentlich ſchöne Pferde, und brachte ſie dem Könige. Er meinte nicht anders, als der würde ihm ein viel größeres Gegengeſchenk machen; denn, hatte ſein Bruder ſo viel für eine Rübe bekommen, was würde ihm für ſo ſchöne Pferde nicht Alles werden.

Der König lobte die Pferde über die Maßen und ſchien außerordentlich vergnügt über das Geſchenk. „Aber," ſprach er, „was für einen Dank ſoll ich

euch für ein ſo treffliches Geſchenk erweiſen? Ich habe nichts in meiner Gewalt, das an Seltenheit und wunderbarer Art dieſen edlen Geſchöpfen gleich käme.“ Doch, halt, rief er plötzlich und winkte einem ſeiner Diener: „Laß die große Rübe bringen, denn ich wüßte nichts, was ſeltener und außerordentlicher wäre, die will ich euch ſchenken.“ Alſo mußte der Reiche ſeines Bruders Rübe auf ſeinen Wagen legen und nach Hauſe fahren laſſen.

Digitized by Google

VI.

Der Nimmer-Nimmer-Nimmerſatt.

Eine Thierfabel.

Der Wolf hatte den Fuchs bei ſich, und was der Wolf wollte, das mußte der Fuchs thun, weil er der ſchwächſte war und der Fuchs wäre gern den Herrn los geweſen. Nun trug es ſich zu, daß ſie beide durch den Wald gingen; da ſprach der Wolf: Rothfuchs, ſchaff mir etwas zu freſſen, oder ich freſſe dich. Da antwortete der Fuchs: Ich weiß einen Bauernhof, wo ein paar junge Lämmlein ſind, haſt du Luſt, ſo wollen wir eins holen. Der Wolf war's zufrieden und ſie gingen hin und der Fuchs ſtahl das Lämmlein, brachte es dem Wolf und machte ſich fort. Da fraß es der Wolf auf, war aber damit nicht zufrieden, ſondern wollte das andere auch haben und ging es zu holen. Weil er es aber ſo ungeſchickt machte, ward es die Mutter des Lämmleins gewahr, und fing an entſetzlich zu ſchreien, daß die Bauern herbeigelaufen kamen. Da fanden ſie den Wolf und ſchlugen ihn ſo erbärmlich, daß er hinkend und heulend bei dem Fuchſe ankam. Du haſt mich ſchön angeführt, ſprach er; ich wollte das andere Lamm holen, da haben mich die Bauern erwiſcht und weich geſchlagen. Der Fuchs antwortete: Warum biſt du ſo ein Nimmerſatt!

Am andern Tage gingen ſie wieder im Felde,

Digitized by Google

und der Wolf ſprach wieder zum Fuchſe: Rothfuchs, ſchaff mir etwas zu freſſen, oder ich freſſe dich. Da antwortete der Fuchs: Ich weiß ein Bauernhaus, da backt die Frau heut Abends Pfannkuchen, wir wollen uns davon holen. Sie gingen hin und der Fuchs ſchlich um's Haus herum, guckte und ſchnupperte ſo lange, bis er ausfindig machte, wo die Schüſſel ſtand und zog ſechs Pfannkuchen herab und brachte ſie dem Wolfe. Da haſt du zu freſſen, ſprach er zu ihm und ging ſeiner Wege. Der Wolf verſchluckte die Pfannkuchen und ſprach: „Die ſchmecken nach mehr,“ ging hin und riß geradezu die ganze Schüſſel herunter. Das gab einen gewaltigen Lärmen, daß die Frau herauskam; und als ſie den Wolf ſah, rief ſie ihre Leute, die kamen und ſchlugen ihn, was das Zeug wollte halten, ſo daß er mit zwei lahmen Beinen zum Fuchſe in den Wald hinaus kam. Dem machte er neue Vorwürfe und ſagte: Was haſt du mich garſtig angeführt, die Bauern haben mich erwiſcht und mir die Haut gegärbt. Der Fuchs aber antwortete: Warum biſt du ſo ein Nimmerſatt?

Am dritten Tage, als ſie beiſammen draußen waren und der Wolf mit Mühe nur forthinkte, ſprach er doch wieder: Rothfuchs! ſchaff mir etwas zu freſſen, oder ich freſſe dich. Der Fuchs antwortete: Ich weiß einen Mann, der hat geſchlachtet und geſalzen Fleiſch im Keller, das wollen wir holen. Der Wolf ſprach: Aber ich will gleich mitgehen, damit du mir hilfſt, wenn ich nicht fort kann. Meinetwegen, ſagte der Fuchs und zeigte ihm die Schliche und Wege, auf welchen ſie endlich in den Keller gelangten. Da war nun Fleiſch im Ueberfluß, und der Wolf machte ſich gleich daran und dachte: Bis ich aufhöre, hat's Zeit. Der Fuchs ließ ſich's auch gut ſchmecken,

Digitized by Google

blickte überall herum, lief auch oft zu dem Loche, durch welches ſie gekommen waren und verſuchte, ob ſein Leib noch ſchmal genug wäre, durchzuſchlüpfen. Der Wolf konnte nicht begreifen, warum der Fuchs das that und ſprach: Lieber Fuchs, ei, was rennſt du ſo hin und her und ſpringſt hinaus und herein? Ich muß doch ſehen, ob Niemand kommt, antwortete er liſtig; friß nur nicht zu viel. Da ſagte der Wolf: Ich geh' nicht eher fort, als bis das Faß leer iſt. Indem kam der Bauer, der den Lärm von des Fuchſes Springen gehört hatte, in den Keller. Der Fuchs, wie er ihn ſah, war mit einem Satze zum Loche hinaus. Der Wolf wollte nach, aber er hatte ſich ſo dick gefreſſen, daß er nicht mehr durch konnte, ſondern ſtecken blieb. Da kam der Bauer mit einem Knüppel und ſchlug ihn todt. Der Fuchs aber ſprang in den Wald und war froh, daß er den alten Nimmerſatt los war.

Digitized by Google

VII.

Vom dummen Hans im Glücke.

Hans hatte ſieben Jahre bei ſeinem Herrn gedient; da ſprach er zu ihm: Herr, meine Zeit iſt herum; nun wollte ich gern wieder heim zu meiner Mutter; gebt mir meinen Lohn. Der Herr antwortete: Du haſt mir treu und ehrlich gedient; wie der Dienſt, ſo ſoll der Lohn ſeyn. Mit dieſen Worten gab er ihm ein Stück Gold, das ſo groß war, als Hanſens Kopf. Hans nahm ſein Tüchlein, wickelte den Klumpen hinein, ſetzte ihn auf die Schulter und machte ſich auf den Weg nach Haus.

Wie er ſo dahin ging und immer ein Bein vor das andere ſetzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der friſch und fröhlich auf einem muntern Pferde vorbei trabte. Ach, ſprach Hans ganz laut, was das Reiten ein ſchönes Ding iſt; da ſitzt einer wie auf einem Stuhl, ſtößt ſich an keinen Stein, ſpart die Schuh und kommt fort, er weiß nicht wie. Der Reiter, der das gehört hatte, rief ihm zu: Ei Hans, warum läufſt du denn zu Fuß?

„Ach da muß ich den Klumpen heim tragen; es iſt zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht gerade halten, und es drückt mir auch auf die Schulter.“

Weißt du was, ſagte der Reiter und hielt an, wir wollen tauſchen; ich gebe dir mein Pferd und du gibſt mir deinen Klumpen. Vom Herzen gern,

Digitized by Google

Steindr. von C.W. Medau in Leitmeritz

Der dumme Hans.

Digitized by Google

ſprach Hans, aber ich ſag euch, ihr müßt euch damit ſchleppen. Der Reiter ſtieg ab, nahm das Gold und half dem Hans auf's Pferd. Dann gab er ihm die Zügel feſt in die Hände und ſprach: Wenn's nun recht geſchwind ſoll gehen, ſo mußt du mit der Zunge ſchnalzen und — hopp, hopp! rufen.

Hans war ſeelenfroh, als er auf dem Pferde ſaß und ſo frank und frei dahin ritt. Ueber ein Weilchen fiel's ihm ein, es ſollte noch ſchneller gehen und er fing an mit der Zunge zu ſchnalzen — und hopp, hopp! zu rufen. Das Pferd ſetzte ſich in ſtarken Trab, und eh' ſich's Hans verſah, war er abgeworfen und lag in einem Graben, der die Aecker von der Landſtraße trennte. Das Pferd wäre auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor ſich hertrieb. Hans ſuchte ſeine Glieder zuſammen und machte ſich wieder auf die Beine. Er war aber verdrießlich und ſprach zu dem Bauer: Es iſt ein ſchlechter Spaß, das Reiten, vorzüglich, wenn man auf ſolch einen Gaul geräth, wie dieſer, der ſtößt und abwirft, daß man den Hals brechen kann. Ich ſetze mich nun nimmermehr wieder auf. Da lob ich mir eure Kuh, da kann man mit Gemächlichkeit hinter her gehen, und hat obendrein ſeine Milch, Butter und Käſe jeden Tag gewiß. Was gäbe ich drum, wenn ich ſo eine Kuh hätte! Nun, ſprach der Bauer, geſchieht euch ſo ein großer Gefallen damit, ſo will ich euch wohl die Kuh für das Pferd vertauſchen. Hans willigte mit tauſend Freuden ein; der Bauer ſchwang ſich auf's Pferd und ritt eilig davon.

Hans trieb nun ſeine Kuh ruhig vor ſich her und bedachte den glücklichen Handel. Er ſagte zu ſich ſelber: Hab' ich nur ein Stück Brod, und da=

ran wird mir's doch nicht fehlen, ſo kann ich, ſo oft mir's beliebt, Butter und Käſe dazu eſſen; hab ich Durſt, ſo melk' ich meine Kuh und trinke Milch; Herz, was verlangſt du mehr? Als er zu einem Wirthshauſe kam, machte er Halt, aß in der großen Freude Alles, was er bei ſich hatte, ſein Mittags- und Abendbrod rein auf und ließ ſich für ſeine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einſchänken. Dann trieb er ſeine Kuh weiter immer nach dem Dorfe ſeiner Mutter zu. Die Hitze wurde aber drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand ſich in einer Haide, die wol noch eine Stunde dauerte. Da ward es ihm ganz heiß, ſo daß ihm vor Durſt die Zunge am Gaumen klebte. Dem Ding iſt gut zu helfen, dachte Hans, jetzt will ich meine Kuh melken und mich an der Milch laben. Er band ſie an einen dürren Baum und ſtellte ſeine Ledermütze unter, aber ſo ſehr er ſich auch abmühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorſchein. Weil er ſich aber ungeſchickt dabei anſtellte, ſo gab ihm das ungeduldige Thier endlich mit einem der Hinterfüße einen ſolchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte und eine Zeit lang ſich gar nicht beſinnen konnte, wo er war. Glücklicher Weiſe kam gerade ein Metzger des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. Was ſind das für Streiche? rief er und half dem guten Hans auf. Hans erzählte, was vorgefallen war. Der Metzger reichte ihm ſeine Flaſche und ſprach: Da trinkt einmal und erholt euch. Von der Kuh werdet ihr wol niemals Milch bekommen, das iſt ein altes Thier, das höchſtens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten. Ei, ei, ſprach Hans und ſtrich ſich die Haare über den Kopf, wer hätte das gedacht! Es iſt freilch

Digitized by Google

gut, wenn man ſo ein Thier für's Haus abſchlachten kann, was gibt's für Fleiſch! Aber ich mache mir aus dem Kuhfleiſche nicht viel; es iſt mir nicht ſaftig genug. Ja wer ſo ein junges Schwein hätte! das ſchmeckt anders; dazu noch die Würſte! Hört Hans, ſprach der Metzger, euch zu Liebe will ich tauſchen, und will euch das Schwein für die Kuh laſſen. Gott lohn' euch eure Freundſchaft, ſprach Hans, übergab ihm die Kuh, und ließ ſich das Schweinchen vom Karren losmachen und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben.

Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch Alles nach Wunſche ginge; begegnete ihm ja eine Verdrießlichkeit, ſo würde ſie doch gleich wieder gut gemacht. Als er ſo in dieſen Gedanken wandelte, geſellte ſich ein Burſch zu ihm, der trug eine ſchöne weiße Gans unter dem Arme. Sie boten einander die Zeit und Hans fing an, ihm von ſeinem Glücke zu erzählen, und wie er immer ſo vortheilhaft getauſcht hätte. Der Burſche ſagte, daß er die Gans zu einem Kindtaufſchmauſe bringe. Hebt einmal, fuhr er fort, und packte ſie bei den Flügeln, wie ſie ſchwer iſt; ſie iſt aber auch acht Wochen lang genudelt worden. Wer in den Braten beißt, muß ſich das Fett von beiden Seiten abwiſchen. Ja, ſprach Hans, und wog ſie mit der einen Hand, die hat ihr Gewicht, aber mein Schwein iſt auch nicht übel. Indeſſen ſah ſich der Burſche nach allen Seiten ganz bedenklich um, ſchüttelte auch wol mit dem Kopfe. Hört, fing er darauf an, mit eurem Schweine mag's wol nicht ganz richtig ſeyn. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, iſt eben dem Richter eins aus dem Stalle geſtohlen worden. Ich fürchte, ich fürchte, ihr habt 's da am Seile. Es wäre ein

Digitized by Google

ſchlimmer Handel, wenn ſie euch damit fänden. Das Geringſte wäre, daß ihr ins finſtere Loch geſteckt würdet. Dem guten Hans ward bange. Ach Gott, ſprach er, helft mir aus der Noth, ihr wißt hier herum beſſer Beſcheid, nehmt mein Schwein, da, und laßt mir eure Gans. Ich muß ſchon etwas auf's Spiel ſetzen, antwortete der Burſche; aber ich will doch nicht ſchuld ſeyn, daß ihr ins Unglück gerathet. Er nahm alſo das Seil in die Hand und trieb das Schwein ſchnell auf einem Seitenwege fort. Der gute Hans aber ging, ſeiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arme ſeiner Heimath zu. Wenn ich's recht überlege, ſprach er mit ſich ſelbſt, ſo habe ich noch Vortheil bei dem Tauſche; erſtlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die heraustraufeln wird, und endlich die ſchönen weißen Federn, die laß' ich mir in mein Kopfkiſſen ſtopfen und darauf will ich wol ungewiegt einſchlafen. Was wird meine Mutter für eine Freude haben!

Als er durch das letzte Dorf gekommen war, ſtand da ein Scheerenſchleifer mit ſeinem Karren und ſang zu ſeiner ſchnurrenden Arbeit:

Ich ſchleife die Scheeren und drehe geſchwind,
Und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind.

Hans blieb ſtehen und ſah ihm zu. Endlich redete er ihn an und ſprach: Euch gehts gewiß recht wohl, weil ihr ſo luſtig bei eurem Schleifen ſeid? Ja, antwortete der Scheerenſchleifer, das Handwerk hat einen goldenen Boden. Ein rechter Schleifer iſt ein Mann, der, ſo oft er in die Taſche greift, auch Geld darin findet. Aber wo habt ihr die ſchöne Gans gekauft?

„Die hab ich nicht gekauft, ſondern für mein Schwein ausgetauſcht.“

Digitized by Google

Und das Schwein?

„Das hab' ich für eine Kuh bekommen.“

Und die Kuh?

„Die hab' ich für ein Pferd bekommen.“

Und das Pferd?

„Dafür hab' ich einen Klumpen Gold, ſo groß, wie mein Kopf, gegeben.“

Und das Gold?

„Ei, das war mein Lohn für ſieben Jahre Dienſt.“

„Ihr habt euch jederzeit zu helfen gewuſſt, ſprach der Schleifer; könnt ihr's nun dahin bringen, daß ihr das Geld in der Taſche ſpringen hört, wenn ihr aufſteht, ſo habt ihr euer Glück gemacht.“

„Wie ſoll ich das anfangen?“ ſprach Hans.

Ihr müſſt ein Schleifer werden, wie ich, dazu gehört eigentlich nichts, als ein Wetzſtein, das Andere findet ſich von ſelbſt. Da hab' ich einen, der iſt ein wenig ſchadhaft, dafür ſollt ihr mir auch weiter nichts als eure Gans geben, wollt ihr das?“

Wie könnt ihr noch fragen, antwortete Hans, ich werde ja zum glücklichſten Menſchen auf Erden; hab' ich Geld, ſo oft ich in die Taſche greife, was brauche ich da zu ſorgen! Damit reichte er die Gans hin. Nun, ſprach der Schleifer, und hob einen ſchweren, gewöhnlichen Feldſtein, der neben ihm lag, auf, da habt ihr auch noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem ſich's gut ſchlagen läſſt; darauf könnt ihr eure alten Nägel gerad klopfen. Nehmt hin und hebt ihn ordentlich auf.

Hans lud den Stein auf und ging mit vergnügtem Herzen weiter. Seine Augen leuchteten vor Freude und er ſprach für ſich: Ich muß in einer Glückshaut geboren ſein, Alles, was ich wünſche, trifft mir ein, wie einem Sonntagskinde. Indeſſen,

Digitized by Google

weil er ſeit Tagesanbruch auf den Beinen geweſen, begann er, müde zu werden; auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrath auf einmal in der Freude über die erhandelte Kuh aufgezehrt hatte. Er konnte nur endlich mit Mühe weiter gehen und muſſte jeden Augenblick Halt machen; dabei drückten ihn die Steine gar ſehr. Da konnte er ſich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er die verzweifelt ſchweren Steine gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einem Feldbrunnen geſchlichen; da wollte er ruhen und ſich mit einem friſchen Trunke laben. Damit er aber die Steine im Niederſitzen nicht beſchädigte, legte er ſie bedächtig neben ſich auf den Rand des Brunnens. Darauf drehte er ſich um und wollte Waſſer ziehen; da verſah er's, ſtieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpten hinab. Hans, als er ſie mit ſeinen Augen in die Tiefe hatte verſinken ſehen, ſprang vor Freuden auf, kniete dann nieder und dankte Gott mit Thränen in den Augen, daß er ihm auch dieſe Gnade erwieſen und auf eine ſo gute Art von den Steinen befreit; das ſei das Einzige, was ihm noch zu ſeinem Glücke gefehlt habe. So glücklich, wie ich, rief er aus, gibt es keinen Menſchen unter der Sonne. Mit leichtem Herzen und frei von aller Laſt, ſprang er nun, bis er daheim bei ſeiner Mutter war.

VIII.

Des armen Waiſen Leben und Tod.

Eine rührende Geſchichte, die der ſelige Klausner Benedikt unſeren Kleinen mehrmals erzählt hat.

Es iſt ein großes Unglück für ein Kind, das eine Waiſe und vater= und mutterlos iſt; und welches ſeine Eltern noch hat, das kann Gott nicht genug dafür danken alle Tag.

Der arme Waiſe, von dem wir hier ſprechen, nachdem ſeine Eltern geſtorben, kam in das Haus eines geizigen Mannes, der ein Bauer war, und dem er mit des Vaters Hab und Gut vom Gerichte zur Pflege übergeben ward. Der harte Mann und ſein Weib ſahen den armen Waiſen mit ſchelen Augen an, und da der Knabe von ſchwachem Kopf und kleinmüthigem Herzen war, ſo verbrach und erduldete er gar Vieles, und er kriegte wenig Brod, aber deſto mehr Schläge.

Erſtlich muſſte der arme Waiſe die Henne hüten, zuſammt der Brut, und er ſollte wohl Acht haben, daß keinem ein Leid geſchähe. Aber eines Tages verlief ſich die Henne mit den Küchlein durch einen Heckenzaum, und in demſelben Augenblicke ſchoß ein Raubvogel aus den Lüften herab und entführte die Henne von der Brut. Der arme Waiſe ſchrie ihm

Digitized by Google

freilich nach: Du Hennendieb! du Spitzbub! aber das waren Worte in den Wind geredt, und die Henne war weg. Ueber den Lärm kam der Bauer; und wie er hörte, was geſchehen, ſchlug er den armen Waiſen zu Boden, daß er ſchier kein Zeichen mehr gab. — Nun hatte der arme Waiſe die jungen Hühnlein allein zu hüten, und das gab große Mühe und Noth; denn das eine lief dahin und das andere dorthin. Um ſie daher zuſammen zu halten und zu verhindern, daß nicht der Raubvogel wieder eins entführe, ſo band er ſie alle zuſammen an einer langen Schnur und hütete ſie. Aber eines Tages ſchlief er während des Hütens ein (denn er war ſehr hungrig und matt), und indeß kam wieder der Raubvogel und ergriff eins der kleinen Piphühnlein, und trug ſie alle, weil ſie an einander hingen, auf einen Baum, wo er ſie auffraß. Als der arme Waiſe aufwachte, o! wie erſchrak und erzitterte er, da er kein Hühnlein mehr ſah! Indem kehrte der Bauer vom Felde heim, und da er hörte, was vorgegangen, ſo ſchlug er den armen Waiſen noch ärger, als zuvor, ſo daß er mehrere Tage das Bett hüten muſſte.

Nachdem der arme Waiſe wieder geſund geworden, ſo muſſte er botenweiſe gehen. Der Bauer ſchickte dem Richter ein Körblein voll Trauben, mit einem Briefe, den er dazu legte. Unterwegs hungerte und dürſtete den armen Waiſen gar zu ſehr, und er aß zwei Trauben und brachte die übrigen dem Richter. Der Richter, als er den Brief geleſen, ſagte, daß zwei Trauben fehlen und der arme Waiſe bekannte, daß er zwei Trauben gegeſſen vor Hunger und Durſt; er wundere ſich aber, ſagte er, wie der Brief dies habe verrathen können dem Herrn Richter, da er ihn doch unter einen Stein gelegt habe, indem er von den

Digitized by Google

Trauben gegeſſen. Der Richter lachte ob der Einfalt des armen Waiſen und er empfahl ihn in einem Schreiben dem Bauer, daß er den armen Waiſen milder halten, und mit Speis und Trank wohl verſorgen, und ihn lehren möge, was recht und unrecht ſei.

„Das werd' ich thun", ſagte der harte Mann zornig; „und willſt du eſſen, ſo muſſt du arbeiten, und thuſt du Unrecht, ſo ſchlage ich dich zu Tode." Und ſchon an dem folgenden Tage ſtellte er ihn an eine ſehr ſchwere Arbeit; er ſagte, daß er für die Pferde Futter ſchneiden müſſe, und gab ihm daher etliche Büſchel Stroh, und etwas Heu dazu, und drohte ihm mit dem Todtſchlagen, wenn er nicht alles in fünf Stunden aufſchneiden werde. Der Bäuer ging unterdeſſen ſammt der Bäuerin, dem Knechte und der Magd auf einen Jahrmarkt, und hinterließ dem armen Waiſen nicht mehr zur Speiſe, als ein Stücklein Brod. Der arme Waiſe that ſein Möglichſtes, um ja zur Zeit fertig zu werden; er arbeitete, daß er keuchte und ſchwitzte; und um behender ſein zu können, zog er ſein Leiblein aus, und warf's in den Strohſtuhl; und er ſchnitt und ſchnitt, und, ach! zerſchnitt unvermerkt das Leiblein mit dem Stroh. Der arme Waiſe bemerkte das zu ſpät; er ließ vor Angſt das Eiſen fallen, und klagte: „O Jammer! jetzt iſt's aus mit mir! Nun werde ich todt geſchlagen! Ach, ſagte er, wenn ich doch ſterben muß, ſo will ich mir lieber ſelbſt das Leben nehmen, als daß ich von dem harten Manne Schläge erleiden ſoll bis zum Tode."

Nun hatte er oft von der Bäuerin gehört: daß ſie Gift habe in dem Topfe unter der Bettſtätte. Es war aber Honig darin. Der arme Waiſe langte nach dem Topfe, und ließ ſich das ſüße Gift wohl ſchmecken.

Digitized by Google

Er ſeufzte etlichemal: „O wie iſt der Tod ſo ſüß! Kein Wunder, daß ſich die Bäuerin ſo oft den Tod wünſchet! Ach, daß ich nur ſchon todt wäre!" Der Topf wurde geleert und ſein Leben ward geſtärket. Da ſprach er zu ſich ſelber: „Ei, ich mag mich geirrt haben; es iſt noch ein Gift im Hauſe, das Mückengift, welches der Bauer auf ſeinen Kleiderkaſten geſtellt hat. Dies war aber ein Branntwein oder Kirſchenwaſſer. Der arme Waiſe trank das Fläſchlein aus, und wurde davon ſo rauſchig, daß er ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig war. „Ach, ſagte er, nun fühle ich, daß ich ſterben muß. Der Tod iſt ſchon im Kopfe. Ich will nur gleich hinaus auf den Freithof, und ſelber in's Grab gehen, damit der karge Mann die Koſten erſpare." Er ging dahin, und taumelte ſchon; und er legte ſich bei der unſchuldigen Kinder Begräbniß auf die Erde. Es däuchte ihm, als höre er Muſik, und glaubte, es wäre hier das Paradies. Es war auch Muſik, bei einer Hochzeit im nächſten Wirthshauſe. Alſo entſchlief der arme Waiſe auf dem Begräbniß der unſchuldigen Kinder, und ſtarb auch in der folgenden Nacht.

Am andern Morgen wurde der arme Waiſe entſeelt gefunden. Ob der Nachricht hatte der karge Bauer ſo großen Schrecken, daß es ihm übel wurde; denn er fürchtete, das Gericht werde ihn des Todſchlags zeihen und ihn ſtreng beſtrafen. Er fiel zur Erde, und in Ohnmacht; und indem ihm ſein Weib zu Hilfe eilte und ihm beiſtand, ſchlug das Feuer in die Pfanne, in welcher Schmalz war; das Haus gerieth in Brand, und nach wenig Stunden lag es in der Aſche. Sie beide retteten kaum ihr Leben. Alſo wurde von Gott das große Unrecht beſtraft, welches die böſen Leute an dem armen Waiſen verübt hatten.

Digitized by Google

IX.

Von den vier Zeiten des Menſchen.

Ein Mann hatte vier Roſſe, ein Bräunlein, einen Schecken, einen Schimmel und ein altes ſchwaches Rößlein, das er den Klepper nannte, weil es vor Laſt der Jahre und der Arbeit den Kopf hängen ließ, und die Füße mühſam nachſchleppte. Dieſen vier Roſſen lud er jeglichem eine Bürde auf zum Tragen; weil er aber des Weges weiter zog, dachte er ſich: Warum ſoll ich das junge und das ſtarke und das gute Roß lange ſcheren und plagen? Und er nahm die Bündel von den dreien, und lud ſie alle mit einander auf den Klepper; und die drei ſtarken Roſſe ließ er ganz lediglich dahin laufen, den Klepper aber trieb er heftig an, daß er bald unter der Laſt erlegen iſt. — Merk: dieſer Narr biſt du, wenn du die Buße aufſchiebſt bis in dein hohes Alter. Das will ich dir in Kürze erklären. Die vier Roſſe ſind die vier Zeiten des Menſchen. Das erſte Pferd iſt die Kindheit von zehn Jahren bis in das zwanzigſte. Da heißt es — und die Mutter hilft auch dazu — was ſoll ein Kind von zwölf oder vierzehn Jahren thun? es weiß noch nicht, was die Sünde iſt. Man findet ja ſelbſt manchen Alten, der nicht Buße thut. Und hiermit entſchuldigt ſich das Bräunlein. Das andere Pferd iſt die Jugend oder das blühende Alter, von dem ein

Digitized by Google

und zwanzigſten bis in's dreißigſte. Da ſagt man: Ich bin jetzt in meiner beſten und blühendſten Zeit, ich muß gut leben haben, da es mir gedeihet; denn, komm ich nun in die Ehe, ſo iſt nichts denn Ach und Wehe. Hiemit entſchuldigt ſich der Scheck auch. Das dritte Pferd, der Schimmel, iſt das männliche Alter von dem dreißigſten Jahre bis in's ſechzigſte. Das wirft auch die Bürde von ſich und ſagt: Wenn ich nun gar alt werde, alsdann will ich Buße thun; es iſt noch Zeit genug dazu. Alſo werden dieſe Bürden alle geſpart bis in das Alter, und ſie werden alle dem armen Klepper auf den Rücken geworfen, der muß dann tragen, daß er darunter erliegt.

Digitized by Google

X.

Wie es heutzutage mit der lieben Wahrheit ausſieht.

An einem Abend ſpät ſaß noch vor eines Bauern Haus ein Wandersmann auf einem Block. Da der Bauer vom Feld kam, ſprach er zu ihm: Guter Geſell, was ſitzeſt du da? warum gehſt du nicht in eine Herberg, daß du nicht da unter dem Himmel die Nacht weilen müſſeſt? Der Wandersmann ſagte: Lieber guter Freund, ich habe eine Gewohnheit an mir, die mich unleidentlich macht allen Leuten, ſo daß ſie mich nirgendswo vertragen mögen.

Der Bauer fragte: Was iſt das für eine Gewohnheit? Er antwortete: Ich ſage Jedermann die Wahrheit. Ei, ſprach der Bauer, das iſt eine gute Gewohnheit. Komm zu mir herein; du biſt mir ein werther Gaſt. Der Geſell ging mit dem Bauer in das Haus. Der Bauer rief ſeine Hausfrau und ſprach: Grete, back Hühner, ich habe einen Gaſt überkommen.

Da ſie alſo aßen, da nahm der gute Geſelle alles wahr, wie man Haus hielt.

Und es war Niemand in dem Haus, als der Bauer, der hatte den Staar am rechten Auge, und deſſen Hausfrau Grete, die hatte gar nur e i n Auge, und ihre Katze, die hatte ein Auge, das troff. Als man nun am beſten Eſſen war, ſo ſprach der Bauer:

Digitized by Google

Lieber Geſell, du ſprichſt: du ſageſt allwegen die Wahrheit? Sag mir nun auch die Wahrheit. Der Geſell antwortet: Lieber Wirth, ihr werdet zornig und bös über mich. Der Bauer ſagte: Nein. Da betrachtete der Geſell nochmal die Katze, den Mann und ſein Weib, und ſprach dann: Wenn ich recht ſehe und ich mich anders nicht irre, ſo habt ihr alle drei, du, deine Frau und deine Katze, ſtraf mich Gott! nicht mehr als drei Augen. Was geſchieht? Die Katze kratzt ihn, das Weib ſchilt ihn, und der Mann jagt ihn mit der Ofengabel zum Loch hinaus.

Digitized by Google

XI.

Daß man auf das Lotterieglück nicht bauen dürfe.

Kaſper, der Kutſcher, trat eines Morgens in das Zimmer ſeines Herrn, des Grafen, und ſagte: er bitte Seine Gnaden auf ein Jahr um Urlaub. Auf die Frage des Grafen, warum und wohin? antwortete Kaſper: „Ew. Gnaden müſſen wiſſen, daß ich in der Lotterie 20000 Gulden gewonnen habe; und da iſt's mir denn in den Sinn gekommen, ich möchte auch einmal einen großen Herrn ſpielen; und ſo will ich mir denn vorerſt eine Kutſche kaufen mit einem Paar Rappen, und einen Kutſcher dingen, der mich und die Roſſe bediene, und dann nacher Wien fahren, und dort vollauf leben, ſo lang der Beutel reicht. Und wenn's aus und gar iſt, dann komm ich aber wieder, und werde Ew. Gnaden bitten, daß mich Ew. Gnaden wieder in Ihren Dienſt an- und aufnehmen." Der Graf ſchüttelte verwundert den Kopf, und er wollte ihm ſeinen thörichten Entſchluß ausreden, und ihn dazu bewegen: er ſollte lieber das Geld auf Zinſen anlegen, und ſich ſein Leben bequemer machen, und für ſein Alter ſorgen. Aber Kaſper blieb feſt bei ſeinem Entſchluß und er ſagte: Er ſei lang genug auf dem Bock geſeſſen; er wolle es nun einmal verſuchen, wie es ſich ſitzet in der Kutſche ſelbſt. Und der Herr Graf ſoll es ihm nicht für ungut nehmen.

Digitized by Google

Der Graf, wie er ſah, daß er ſich nicht anders bereden laſſe, gab ihm Urlaub, und da er ihn als eine ehrliche Haut kannte, und ihn auch ſonſt wohl leiden mochte, ſo ſetzte er gnädig zu: Wenn er über Jahr und Tag wieder komme, ſo wolle er ihn in ſeinen Dienſt wieder aufnehmen.

Alſo fuhr nach einigen Tagen Kaſper, der Kutſcher, in ſeiner eigenen Equipaſch ab, und nach der Kaiſerſtadt zu. Als er dort angekommen, loſchirte er ſich in einem der vornehmſten Gaſthäuſer ein, wo nur Grafen und Baronen und reiche Kaufleute wohnen. Da hieß es denn immer: Was ſchaffen Ew. Gnaden? Beliebt es Ew. Gnaden? Befehlen Ew. Gnaden! Und ſo meinte der Kaſper zuletzt wirklich, er ſey ein gemachter vornehmer Herr, und er aß und trank und lebte auch, wie ein vornehmer Herr. Die Bedienten im Hauſe aber merkten bald, wen ſie vor ſich hätten, und ſie miſchten darnach ihr Spiel. Seine Gnaden ſagten ſie, ſollten doch auch Parthien machen, Geſellſchaften geben, auf großem Fuße leben. Das ließ ſich Kaſper, der ſich geſchmeichelt fand, nicht zweimal ſagen; und es aßen und tranken und lebten nun zwanzig Menſchen wie vornehme Herrn, auf ſeine Koſten, in Hüll' und in Füll'. Noch war nicht ein halbes Jahr verfloſſen, als ſchon die Hälfte des gewonnenen Geldes verpraſſt und verlumpt war. Das vornehme Leben war ihm ohnehin ſchon halb und halb verleidet, und er fing nun an, über ſich und ſeine Lage nachzudenken und beſchloß, ſich ein wenig einzuſchränken, damit er nach Verlauf eines Jahres doch noch ein kleines Sümmchen übrig behielte für ſeine alten Tage. Aber die lockern Geſellen hatten ihn ſchon zu ſehr in ihrem Netze gefangen, daß er ihnen nimmer ſo leicht auskommen konnte; und da er ſelbſt nicht mehr Haar

Digitized by Google

laſſen wollte, ſo ſannen ſie darauf, ihm auf andere Weiſe die Federn auszurupfen. Einmal wurden Se. Gnaden gebeten: Sie möchten dem und dem aus großer Noth helfen, und Geld borgen; was denn auch Seine Gnaden in der Milde Ihres Herzens thaten. Ein andermal wurden Seine Gnaden noch gelegentlich beſtohlen; und da dies Seine Gnaden gar übel aufnahmen und Lärmen machten, und einen Bedienten ſogar als Dieb bezeichneten, ſo wurde mit einer Ehrenklage gedroht, der ſich unſer Kaſper nur durch eine freiwillige und nicht unbedeutende Abfindigungsſumme entzog. Und die Zechen ſelbſt wurden mit jedem Monat in dem Maße größer, als ſein Eſſen und Trinken und ſein Appetit geringer wurde. Endlich am Ende des elften Monats, da er ſah, daß es mit ſeinem Gelde auf die Neige gehe, beſchloß er, Wien zu verlaſſen, und mit dem kleinen Reſte ſeines Vermögens gemächlich, und auf Umwegen in die Heimath zurückzukehren. Aber am Morgen, der zu ſeiner Abreiſe beſtimmt war, wurden ihm noch von ſeinem Kutſcher, der ein Spitzbub war, und der's mit den Uebrigen gehalten hatte, eine Menge Scheine von angeblich nicht bezahlten Trinkgelagen außer dem Hauſe, und falſche Konto's von Sattlern, Schmieden, Schneidern, Schuſtern und Kaufleuten gebracht, ſo daß er, um dieſe Schulden zu tilgen, und um nicht, womit man ihm drohte, in Unannehmlichkeiten zu kommen, ſeine Equipaſche, Wagen und Roſſe verkaufen muſſte. Der Erlös war ſo gering, daß er kaum ſo viel Gulden übrig behielt, als er Tauſende gehabt hatte. Alſo trat er zu Fuß ſeine Rückreiſe an.

Nachdem er in der Stadt angekommen, wo ſein Herr, der Graf, wohnte, ging er ſogleich des andern

Tags zu ihm, fröhlichen Muthes, und in der ſichern Hoffnung, daß er werde bei demſelben wieder einſtehen dürfen. „Da bin ich wieder, Ew. Gnaden,“ ſagte er beim Eintritt ins Zimmer, „ich, Kaſper, der Kutſcher, und ich bitte nun Ew. Gnaden, daß mich Ew. Gnaden wiederum in Dienſt an- und aufnehmen.“

Der Graf als ein freundlicher Herr lächelte, und ſagte: „„Nun Kaſper, weil Er Wort gehalten, ſo will ich das meine auch halten. Nun aber ſage Er mir vorerſt, wie iſt's Ihm ergangen? und wie hat Ihm das Herrenleben gefallen?““ Kaſper antwortete: „Das Herrenleben, Ew. Gnaden, iſt eben kein herrliches Leben. Ich hab's nun auch probirt, und es reut mich juſt nicht, aber zum Zweitenmal möcht' ich es nicht mehr verſuchen; denn was kriegt man zuletzt davon, als Finnen im Geſichte, Säure im Magen, und einen halben Schalk im Herzen? Das wird ſich aber alles wieder machen, wenn ich erſt wieder in Ordnung komme und zu den Roſſen auf den Bock.“ Der Graf lachte, und er ſagte: Er ſolle nur an ſeine Arbeit gehen, wie vordem, und ſeine Sache gut verrichten. Das that er denn auch, und er blieb bis in ſein hohes Alter, wo ihm ſein Herr eine gute Verſorgung ausgeworfen, Kaſper der Kutſcher.

Digitized by Google

XII.

Von Borgen und Zinſen.

Ein armer Taglöhner arbeitete bei einem reichen Kaufherrn in Prag, und der Kaufherr lebt noch. Zu dem trat er eines Tages in's Schreibzimmer, und ſagte: „Herr, ich habe ein großes Anliegen. Mein Weib iſt volle acht Wochen krank geweſt, und Doktor und Apotheker koſten Geld. Und das brauche ich jetzt nun. Geſchenkt will ich's nicht, ſondern geliehen, ſo'n vier bis ſechs Kronenthaler.“ Der Kaufherr ſah ihn eine Weile an, und ſagte dann ganz ernſt: „Hanſel, wer von mir Geld leihen will, der iſt mein Feind, oder will es werden.“ Das verſtand zwar Hans nicht, aber ſo viel merkte er, daß der Kaufherr ihm kein Geld geben wolle. Alſo ging er, hinter den Ohren ſich kratzend, wieder zur Thüre hinaus. Als der Mann fort war, ließ der Kaufherr den Hausknecht kommen, und ſagte zu ihm: „Weißt Du, wo der Hanſel wohnt?“ Der Hausknecht ſagte: „„Ja, Herr, hinter den Fleiſchbänken, nicht weit von der Kaſerne?““ „Da,“ ſagte der Kaufherr und gab ihm acht Kronenthaler, „trag's ihm ins Haus, und gib's ſeinem Weibe, und Du brauchſt eben nicht zu ſagen, von wem es komme. Haſt's verſtanden?“ Der Hausknecht brachte richtig das Geld an ſeinen Ort, und ſagte nicht, von wem es komme, ſondern blos, er ſey der und der, und

diene bei dem und dem. Und alſo wuſſte der Taglöhner, als ihm's die Frau erzählte, wie er dran war. Und des andern Tags, an einem Sonntag, kam er mit ſammt dem Weibe zum Kaufherrn, und ſagte: „Herr, wir kommen ſo eben aus der Kirche und Gott vergelt's Euch zu hunderttauſendmalen!" Mehr ſagte er nicht. Der Kaufherr nahm den Wechſel auf unſern Herrgott in Empfang, und dieſer zahlt's ihm auch reichlich an Gut und Ehre, und an ſeinen vielen lieben Enkeln.

Digitized by Google

XIII.

Was man Alles erleben kann, wenn man in England „gepreßt“ wird.

Eines Tages reiſ'te ein junger Engländer auf dem Poſtwagen zum erſtenmal in die große Stadt London, wo er von den Menſchen, die daſelbſt wohnen, keinen Einzigen kannte, als ſeinen Schwager, den er beſuchen wollte, und ſeine Schweſter, welche des Schwagers Frau war. Auch auf dem Poſtwagen war neben ihm Niemand, als der Kondukteur, das iſt, der Aufſeher über den Poſtwagen, der auf Alles Acht haben, und an Ort und Stelle über die Briefe und Packete Red' und Antwort geben muß; und die Reiſegefährten dachten damals nicht daran, wo ſie einander das Nächſtemal wieder ſehen würden. Der Poſtwagen kam erſt in der tiefen Nacht in London an. In dem Poſthauſe konnte der Fremde nicht über Nacht bleiben, weil der Poſtmeiſter daſelbſt ein vornehmer Herr iſt, und nicht wirthet, und des Schwagers Haus wußte der arme Jüngling in der ungeheuern großen Stadt bei ſtockfinſterer Nacht ſo wenig zu finden, als in einem Wagen voll Heu eine Stecknadel. Da ſagte zu ihm der Kondukteur: „Junger Herr, kommt Ihr mit mir; ich bin zwar auch nicht hier daheim, aber ich habe, wenn ich nach London komme, bei einer Verwandten ein Stüblein, wo zwei Betten ſtehen.

Digitized by Google

Meine Baſe wird Euch ſchon beherbergen, und Morgen könnt ihr Euch alsdann nach Eures Schwagers Haus erkundigen, wo Ihrs beſſer finden werdet." Das ließ ſich der junge Menſch nicht zweimal ſagen. Sie tranken bei der Frau Baſe noch einen Krug engliſches Bier, aßen eine Knackwurſt dazu, und legten ſich dann ſchlafen. In der Nacht kam dem Fremden eine Nothdurft an, und er mußte hinaus gehen. Da war er ſchlimmer daran, als noch nie. Denn er wußte in ſeiner dermaligen Nachtherberge, ſo klein ſie war, ſo wenig Bericht, als ein paar Stunden vorher in der großen Stadt. Zum Glück aber wurde der Kondukteur auch wach, und ſagte ihm wie er gehen müſſe, links und rechts, und wieder links. „Die Thüre," fuhr er fort, „iſt zwar verſchloſſen, wenn ihr an Ort und Stelle kommt, und wir haben den Schlüſſel verloren. Aber nehmt in meinem Rockelor-Sack mein großes Meſſer mit, und ſchiebt es zwiſchen dem Thürlein und dem Pfoſten hinein, ſo ſpringt inwendig die Falle auf! Geht nur dem Gehör nach! Ihr hört ja die Themſe rauſchen, und zieht etwas an, die Nacht iſt kalt." Der Fremde erwiſchte in der Geſchwindigkeit und in der Finſterniß das Kamiſol des Kondukteurs, ſtatt des ſeinen, zog es an, und kam glücklich an den Platz. Denn er ſchlug es nicht hoch an, daß er unterwegs einmal den Schritt zu kurz genommen hatte, ſo, daß er mit der Naſe an ein Eck anſtieß, und wegen des hitzigen Bieres, das er getrunken hatte, entſetzlich blutete. Allein, ob dem ſtarken Blutverluſt und der Verkältung bekam er eine Schwäche und ſchlief ein. Der nachtfertige Kondukteur wartete und wartete, wußte nicht, wo ſein Schlafkamerad ſo lange bleibt, bis er auf der Gaſſe einen

Digitized by Google

Lärm vernahm; da fiel ihm im halben Schlaf der Gedanke ein: Was gilts, der arme Menſch iſt an die Hausthüre kommen, iſt auf die Gaſſe hinausgegangen, und gepreßt worden. Denn wenn die Engländer viel Volk auf ihre Schiffe brauchen, ſo gehen unverſehens beſtellte ſtarke Männer Nachts in den gemeinen Wirthsſtuben, in verdächtigen Häuſern und auf der Gaſſe herum, und wer ihnen alsdann in die Hände kommt und tauglich iſt, den fragen ſie nicht lange: Landsmann wer biſt Du? oder Landsmann wer ſeyd Ihr? ſondern machen kurzen Prozeß, ſchleppen ihn, gern oder ungern, fort auf die Schiffe, und Gott befohlen! Solch eine nächtliche Menſchenjagd nennt man Preſſen; und deßwegen ſagte der Kondukteur: „Was gilts, er iſt gepreßt worden!“ — In dieſer Angſt ſprang er eiligſt auf, warf ſeinen Rockelor um ſich, und eilte auf die Gaſſe, um wo möglich den armen Schelm zu retten. Als er aber eine Gaſſe und zwei Gaſſen weit dem Lärmen nachgegangen war, fiel er ſelber den Preſſern in die Hände, wurde auf ein Schiff geſchleppt, — ungern, — und den andern Morgen weiters. Weg war er. Indeſſen aber kam der junge Engländer wieder zu ſich, eilte wie er war, in ſein Bette zurück, ohne den Schlafkameraden zu vermiſſen, und ſchlief bis in den Tag. Unterdeſſen wurde der Kondukteur um acht Uhr auf der Poſt erwartet, und als er immer und immer nicht kommen wollte, wurde ein Poſtbedienter abgeſchickt, ihn zu ſuchen. Der fand keinen Kondukteur, aber einen Mann mit blutigem Gewand im Bett liegen, auf dem Gang ein großes offenes Meſſer, Blut bis auf den Abtritt, und unten rauſchte die Themſe. Da fiel ein böſer Verdacht auf den blutigen Fremdling, er habe den Kondukteur er-

mordet und in das Waſſer geworfen. Er wurde in ein Verhör geführt und als man ihn viſitirte und in den Taſchen des Kamiſols, das er noch immer an hatte, einen ledernen Geldbeutel fand, mit dem wohlbekannten ſilbernen Petſchaftring des Kondukteurs am Riemen befeſtigt, da war es um den armen Jüngling geſchehen.

Er berief ſich auf ſeinen Schwager — man kannte ihn nicht, auf ſeine Schweſter — man wußte von ihr nichts. Er erzählte den ganzen Hergang der Sache, wie er ſelber ſie wußte. Aber die Blutrichter ſagten: „Das ſind blaue Nebel, und Ihr werdet gehenkt.“ Und wie geſagt, ſo geſchehen, noch am nämlichen Nachmittag nach engländiſchem Recht und Brauch. Mit dem engländiſchen Brauch aber iſt es ſo: weil in London der Spitzbuben viele ſind, ſo macht man mit denen, die gehenkt werden, kurzen Prozeß, und bekümmern ſich nicht viele Leute darum, weil man's oft ſehen kann. Die Miſſethäter, ſo viel man auf einmal hat, werden auf einen breiten Wagen geſetzt, und bis unter den Galgen geführt. Dort hängt man den Strick in den böſen Nagel ein, fährt alsdann mit dem Wagen unter ihnen weg, läßt die ſchönen Geſellen zappeln, und ſchaut nicht um. Allein in England iſt das Hängen nicht ſo ſchimpflich wie bei uns, ſondern nur tödtlich. Deßwegen kommen nachher die nächſten Verwandten des Miſſethäters, und ziehen ſo lange unten an den Beinen, bis der Herr Vetter oben erſtickt. Aber unſerm Fremdling that Niemand dieſen traurigen Dienſt der Liebe und Freundſchaft an, bis Abends ein junges Ehepaar, Arm in Arm, auf einem Spaziergang von ungefähr über den Richtplatz wandelte, und im Vorbeigehen nach dem Galgen ſchaute. Da fiel die Frau, mit einem

Digitized by Google

lauten Schrei des Entſetzens, in die Arme ihres Mannes: „Barmherziger Himmel, da hängt unſer Bruder!“ Aber noch größer wurde der Schrecken, als der Gehenkte bei der bekanten Stimme ſeiner Schweſter die Augenlieder aufſchlug und die Augen fürchterlich drehte. Denn er lebte noch, und das Ehepaar, das vorüberging, war die Schweſter und der Schwager. Der Schwager aber, der ein entſchloſſener Mann war, verlor die Beſinnung nicht, ſondern dachte in der Stille auf Rettung. Der Platz war entlegen, die Leute hatten ſich verlaufen, und um Geld und gute Worte gewann er ein paar beherzte und vertraute Burſche, die nahmen den Gehenkten, mir nichts dir nichts, ab, als wenn ſie das Recht dazu hätten, und brachten ihn glücklich und unbeſchrieen in des Schwagers Haus. Dort war er in wenig Stunden wieder zu ſich gebracht, bekam ein kleines Fieber, und wurde unter der lieben Pflege ſeiner getröſteten Schweſter bald wieder völlig geſund. Eines Abends aber ſagte der Schwager zu ihm: „Schwager! Ihr könnt nun in dem Lande nicht bleiben. Wenn Ihr entdeckt werdet, ſo könnt Ihr noch einmal gehenkt werden und ich dazu. Und wenn auch nicht, ſo habt Ihr ein Halsband an eurem Halſe getragen, das für Euch und für Eure Verwandten ein ſchlechter Staat war. Ihr müßt nach Amerika. Dort will ich für Euch ſorgen.“ Das ſah der gute Jüngling ein, ging bei der erſten Gelegenheit in ein vertrautes Schiff und kam nach achtzig Tagen glücklich in dem Seehafen von Philadelphia an. Als er aber hier an einem landfremden Orte mit ſchwerem Herzen wieder an das Ufer ſtieg, und als er eben bei ſich ſelber dachte: Wenn mir doch Gott auch nur einen einzigen Menſchen entgegen führte, der

mich kennt; ſiehe, da kam in armſeliger Schiffskleidung der Kondukteur. Aber ſo groß ſonſt die Freude des unverhofften Wiederſehens an einem ſolchen fremden Orte iſt, ſo war doch hier der erſte Willkomm ſchlecht genug. Denn der Kondukteur, als er ſeinen Mann erkannte, ging er mit geballter Fauſt auf ihn los: „Wo führt Euch der Böſe her, verdammter Nachtläufer? wißt Ihr, daß ich wegen Euch bin gepreßt worden?“ Der Engländer aber ſagte: „„Goddam, Ihr vermaledeyter Ueberall und Nirgends, wißt Ihr, das man wegen Euch mich gehenkt hat?““ Hernach aber gingen ſie mit einander ins Wirthshaus zu den drei Kronen in Philadelphia, und erzählten ſich ihr Schickſal. Und der junge Engländer, der in einem Handlungshaus gute Geſchäfte machte, ruhte nachher nicht, bis er ſeinen guten Freund loskaufen und wieder nach London zurück ſchicken konnte.

Digitized by Google

XIV.

Vom Knecht Treurecht und ſeiner Fiedel.

Um die Zeit — und das iſt gar lange — als der theure Held Seyfried lebte, der einen ungeheueren Drachen umgebracht und dadurch der Königstochter Chrymhildis Ehre und Leben gerettet hatte, wohnte in der Elſaß ein frommer Mann; der hatte mit ſeinem Weibe einen Sohn, den nannten ſie Treurecht, und erzogen ihn in aller Gottesfurcht und jeglicher Tugend. Treurecht hatte einen muntern, aufgeweckten Sinn, und trieb manchen unſchuldigen Scherz; dabei war er aber gerecht und von Herzen gar gut.

Als er herangewachſen war, ſtarben ihm ſeine Eltern, und da ſie ihm gar nichts zum Erbe hinterließen, verdingte er ſich bei einem Bauer als Knecht auf drei Jahre. Nach Verlauf dieſer Zeit trat er vor ſeinen Herrn und ſprach: „Lieber Herr, ich habe Euch nun drei Jahre treu und fleißig gedient, und bin Willens, jetzt weiter in die Welt zu ziehen, um mein Glück zu machen; ſeyd ſo gut und gebt mir meinen verdienten Lohn.“ Da ging der Bauer an ſeinen Schrank, und nahm aus demſelben drei Heller, die gab er dem Knecht und ſagte: „Hier haſt Du Deinen Lohn, für jedes Jahr einen Heller, wenn

Du ſie gut anlegſt, ſo kannſt Du ſchon Dein Glück machen.“ Treurecht nahm die drei Heller, ſteckte ſie freudig in einen ledernen Beutel und machte ſich auf den Weg. Als er ins freie Feld kam, zog er ſein Beutelchen heraus und beſah die drei Heller; dann fing er an zu tanzen und zu ſpringen, und ſprach: „Heida luſtig, überluſtig! Ich habe nur drei Jahre gedient und bin doch ein Herr über drei Heller geworden, wer iſt reicher als ich?“

Indem er ſo vor Freuden umher ſprang, kam ein alter Mann daher gegangen, der fragte ihn, warum er ſo luſtig ſei? „Ei warum ſollte ich nicht ſo recht vergnügt und guter Dinge ſeyn,“ ſagte Treurecht, „ſeht hier meine drei Heller, die ich in drei Jahren verdient habe!“ — Da bat ihn der Alte, daß er ihm geben möchte einen Heller um Gotteswillen, und der Knecht gab ihm alsbald einen Heller und ging tanzend und ſingend weiter fort.

Und es begegnete ihm wieder ein alter Mann, der grüßte ihn und fragte ebenfalls, warum er ſo vergnügt ſei? Und als er ſolches erfahren, bat auch er um einen Heller. Der Knecht war dazu bereit, gab ihm den Heller, und fühlte ſich mit dem noch übrigen eben ſo glücklich wie zuvor. Fröhlichen Sinnes wanderte er weiter, aber ſiehe! da kam zum drittenmal derſelbe alte Mann, der ohne Zweifel ein Zauberer war, und jedesmal eine andere Geſtalt angenommen hatte; er fragte ihn auf dieſelbe Weiſe, und erhielt den letzten Heller. Auch nun wurde der Knecht nicht unmuthig, ob er gleich ſein ganzes ſauer verdientes Lohn an einem Tage um Gotteswillen weggegeben hatte, ſondern heiter und wohlgemuth, ſetzte er ſeinen Weg fort; denn er dachte, deine Arme und Gott werden dich nicht verlaſſen. Noch war er

Digitized by Google

aber nicht weit gegangen, da rief der Alte ihn zurück und ſprach: „Du frommer und getreuer Knecht, Du haſt mir drei Heller gegeben, darum bitte hinwiederum von mir; was Du begehreſt, ſoll Dir gewährt ſein.“ Der Knecht war nicht geizig und wollte um kein Geld, auch nicht um große Ehre und Herrlichkeit bitten. Darum verlangte er nur zweierlei: einen Bogen, der die Eigenſchaft hätte, Alles, was er ſähe, damit gewiß zu ſchießen; und dann eine Fiedel, nach der Alles tanzen müſſe, es möge nun tanzluſtig ſein oder nicht.

Der Alte gab ihm Beides und ſprach: „Verwahre dieſe Kleinodien wohl; denn ſie werden Dir gut zu Statten kommen.“

Das verſprach Treurecht und hüpfte, von Herzen erfreut über ſeine Geſchenke, weiter, den Bogen in der einen Hand und die Fiedel in der andern. Schon ſah er aus der Ferne die Thürme einer großen Stadt, in welcher eben Jahrmarkt gehalten wurde. Ei, dachte er, da gibt es etwas zu verdienen mit deiner Fiedel, und in dieſer Hoffnung ſchritt er munter vorwärts und freute ſich ſchon im Voraus des luſtigen Tanzes, wozu er dort aufſpielen wollte.

Wie er nun ſo vergnügt dahin ging, kam ein Jude des Weges und geſellte ſich zu ihm mit der Frage: ob er nichts zu verhandeln habe? Treurecht hob ſeinen Bogen empor, zeigte ihm denſelben und ſagte: „Dieſen Bogen will ich Dir verkaufen, wenn Du mir dreihundert Thaler dafür gibſt.“ Da lachte der Jude und ſagte: „„Was ſoll ich mit dem Bogen, der iſt nicht drei Heller werth, vielweniger dreihundert Thaler.““

Während ſie noch mit einander handelten, kam ein Rabe geflogen und ſetzte ſich auf einen Baum,

Digitized by Google

der auf einer kleinen Inſel nicht weit von ihnen ſtand. Da ſagte Treurecht zu dem Juden: „Siehe, den Raben dort will ich mit meinem Bogen herunter ſchießen, oder denſelben verloren haben.“ „„Wenn Du den triffſt,““ entgegnete der Jude, „„ſo will ich Dir fünfzig Dukaten geben, und den Raben obendrein noch ſelbſt holen;““ denn er dachte der Bogen würde nicht ſo weit tragen, oder wenn dies auch wäre, doch der Pfeil den Raben nicht treffen.

Nun legte der Knecht den Bogen an und ſchoß, und der Rabe fiel alsbald todt in das Geſträuch nieder. Als dies der Jude ſah, reuete ihn ſein Verſprechen, und er machte allerlei Einwendungen und Ausflüchte; aber Treurecht hielt ihn beim Wort und drohte, ihn wie den Raben niederzuſchießen, wenn er ſich noch länger weigern würde, ſein Verſprechen zu erfüllen. Der läßt nicht nach, dachte der Jude, zog ſich aus und ſchwamm hinüber auf die Inſel, wo der Rabe unter der Dornhecke lag. Und als er nun mit vieler Mühe hinein gekrochen war in die Hecke, und eben den Raben aufnehmen wollte, ergriff Treurecht ſeine Geige und ſtrich darauf auf und ab, ſo daß der Jude ſich nicht enthalten konnte zu tanzen, wie ungern er's auch mochte. Da bat er den Knecht, daß er doch nur aufhören möchte zu geigen; der aber fuhr fort zu fiedeln, bis der Jude abermals ganz überlaut ſchrie: „O hör' doch auf! o hör' doch auf! ich will Dir auch den Beutel mit fünfhundert Dukaten geben, der am Lande unter meinen Kleidern liegt.“ Da hörte der Knecht auf, und der Jude ſchwamm wieder zurück ans Land, aber den Beutel mit dem Gelde wollte er nicht herausgeben. Doch als der Knecht darauf beſtand und gar ernſtlich drohte, daß er ihm einen noch weit

Digitized by Google

luſtigeren Tanz aufſpielen würde, ſo bequemte er ſich doch endlich dazu, und gab den Beutel heraus, wie er verſprochen hatte.

Nun gingen Beide, jedoch auf verſchiedenen Seiten des Weges, nach der Stadt; Treurecht vergnügt, daß ihm ſeine drei Heller ſo viel eingebracht, der Jude aber höchſt mißmuthig und verdrießlich, daß er auf eine ſo ſchmerzhafte Weiſe ſein ſchönes Geld eingebüßt hatte. Als ſie darauf in die Stadt kamen und vor dem Wirthshauſe zum Schwanen vorbei gingen, ſagte Treurecht: „Nun lebt wohl, mein Freund! und hütet Euch, künftig wieder etwas zu ſprechen, was Ihr nicht zu halten geſonnen ſeyd. Ich will nun da hinein und den Leuten auch Eins aufſpielen zum fröhlichen Tanze.“

Unterwegs aber hatte der Jude darüber nachgedacht, wie er wol wieder zu ſeinem Gelde kommen könnte, und das beſte Mittel ſchien ihm, den Knecht gerichtlich zu belangen. Er ging ohne Verzug zu dem Richter der Stadt und brachte ſeine Klage auf folgende Art vor: Um etwas zu verdienen, ſey er mit dem Knechte fortgegangen, als ſie aber eine halbe Meile von der Stadt entfernt geweſen, habe ihn Treurecht mit Gewalt angefallen und ihn des Geldes beraubt, wie man noch an ſeinem Geſichte wahrnehmen könne; ja er wäre in Gefahr geweſen, von demſelben mit einem Stricke erwürgt zu werden, wenn er ſich nicht ſchleunigſt durch die Flucht gerettet hätte. Er bäte nun das Gericht, ihm wieder zu ſeinem Gelde zu verhelfen, und wolle demſelben, im Fall er es wieder erhielte, fünfzig Dukaten und außerdem noch andere hundert Dukaten verehren, wenn ſein Dieb zur gerechten Beſtrafung alsbald gehenkt würde.

Digitized by Google

Auf dieſe Anklage verſprach der Richter dem Juden ſeinen richterlichen Beiſtand und fragte dieſen: ob er nicht wiſſe, wo der Dieb geblieben ſey? Der aber ſagte: „Er iſt wahrſcheinlich noch im Wirthshauſe zum Schwan, wo er hinein gegangen iſt, um auf ſeiner Fiedel den Leuten dort aufzuſpielen.“ Da ſchickte der Richter ſeinen Büttel aus, den Knecht herbei zu holen, und als der hinkam nach dem Wirthshauſe, tanzte Alles im bunten Gemiſche auf der Straße, und drinnen im Hausgang und in der Stube; Treurecht aber ſtand hinter einem Tiſch am Fenſter und fiedelte mit ſchalkhaften Mienen, und ergötzte ſich an den Tanzenden um ihn her. Und ein Glück war's, daß er gerade ausruhte und dem Tanz ein Ende machte, ſonſt hätte der Büttel auch mit herumtanzen müſſen. Dieſer ging aber jetzt zu ihm hin, faßte ihn beim Aermel und ſagte: „He, guter Freund! kommt einmal mit mir, Ihr ſollt anderswo aufſpielen.“ — Treurecht ſteckte ſogleich ſeine Fiedel unter den Rock und ging gutwillig mit ihm, obwol er nicht wußte, wohin er ihn führen würde. Als er aber vor den Richter kam und auch den Juden gewahr ward, da merkte er wohl, daß ihn dieſer verklagt habe; er fürchtete ſich jedoch nicht, ſondern antwortete auf des Richters Frage: „Ob er den Juden beſtohlen und gemißhandelt habe?“ ganz kurz, daß der Jude gelogen und deſſen Geſichtswunden von einer ganz andern Urſache herrührten. Der wollte das nicht glauben und verlangte die Herausgabe des Geldes. In dem Augenblick griff der Jude den Knecht an, zog den Beutel hervor und ſprach: „Laſſet uns den Dieben hängen!“

„Ja er ſoll hängen, allen Dieben zum Exempel!“ rief der Richter, ließ den Henker rufen und über=

gab ihm den Knecht, daß er ihn hinführe zum Galgen und allda aufhänge.

Da nahm ihn der Henker, band ihm einen Strick um den Leib und führte ihn ab. Und der Richter ging mit hinaus, zu ſehen, ob der Henker ſein Geſchäft auch recht mache, und hinterdrein ging der Jude und viel Volks, Männer, Weiber und Kinder, die ſehen wollten, wie der arme Spielmann gehenkt würde. Als man nun beim Galgen angekommen war, wurden dem armen Kreurecht die Hände gebunden; der Henker ſtieg die Galgenleiter hinan und hieß jenem, ihm zu folgen. Als er aber einige Sproſſen hinauf gefolgt war, dachte er, jetzt ſey es Zeit, ſich zu retten; darum ſtand er ſtill und wandte ſich zu dem Richter: „Ich habe noch eine einzige Bitte an Euch, die weder Silber noch Gold, noch mein Leben betrifft, wollet Ihr mir ſolche wol noch vor meinem nahen Ende gewähren?“

Der Richter, der neugierig war, was er bitten möchte, erwiederte, daß er ihm ſeine letzte Bitte nicht abſchlagen wolle, wenn es ihm ſonſt möglich ſey.

„Wohlan!“ ſagte darauf der Knecht, „ſo erlaubt mir, daß ich, bevor ich ſterbe, noch einmal auf meiner lieben Geige ein munteres Stücklein ſpielen darf.“

Der Richter mußte darüber lachen und befahl dem Henker, ihm die Hände loszubinden. Da aber drängte ſich der Jude eilends zum Richter und ſprach: „Um Gotteswillen, Herr Richter, laſſet das nicht zu. es iſt ſonſt unſer Aller End', wenn er ſeine Geige ſpielt.“ Aber der Richter ſprach: „Eine billige Sache darf man einem armen Schelme nicht abſchlagen, wenn er ſchon auf der Galgenleiter ſteht.“

Nun ging die Angſt des Juden von Neuem an.

Digitized by Google

Er lief unruhig in alle Winkel, ſprang bald hierhin, bald dorthin, und wollte mit ſeinem Gelde davon laufen, konnte aber vor dem Volksgedränge nicht hindurch kommen, und ſchrie daher: „O bindet mich an! bindet mich an! ich tanze mich ſonſt zu Tode!“ Der Richter mußte über ihn lachen, und glaubte, er werde unſinnig werden, darum ließ er ihn an eine alte Kiſte mit eiſernen Reifen anbinden, damit er ja nicht loskommen möge. Treurecht dachte, nun wird deine Sache gut werden, und fing an zu fiedeln, und alsbald ſprangen auch die Kinder umher im luſtigen Tanze. Da ſtrich Treurecht noch munterer ſeine Geige, und der Henker ſprach: „Ich muß erſt Eins tanzen, ich kann's nicht laſſen;“ und ſtieg herunter und tanzte unter dem Galgen. Und als der Richter noch ein wenig zuſah und wahrnahm, wie auch der Büttel und alle Leute rings um ihn her tanzten, rief er: „Ei wenn Alle tanzen, warum ſollte ich denn allein da ſtehen?“ und er tanzte auch darunter hinein. Unterdeß rumorte und polterte der Jude mit der Kiſte gar weidlich herum und ſchrie: „Hör' auf! hör, auf! Du haſt mir's nicht geſtohlen, ich will Dir's wiedergeben! Spiele nicht mehr, ich bin ſonſt des Todes!“

Der Richter winkte dem Knechte aufzuhören; denn er hatte ſich außer Athem getanzt und konnte nicht reden. Da aber der Jude mit dem Geldbeutel fortlaufen wollte, fing der Knecht wieder an zu fiedeln, und Alle mußten noch toller tanzen als zuvor.

Der Richter gebot nun dem Knechte einzuhalten, ließ den Juden vor ſich führen und ſchärfte ihm ſehr ernſtlich und ſtreng ein, die Wahrheit zu bekennen; worauf er dann geſtand, daß der Knecht das Geld nicht mit Gewalt genommen, ſondern daß er's

ihm freiwillig gegeben, die Wunden aber von ſeinem Tanzen in der Dornhecke erhalten habe. Treurecht beſtätigte ſeine Ausſage, und nun wurde der Jude verurtheilt, hundert Dukaten Strafe zu erlegen, weil er das Gericht belogen habe; dreihundert Dukaten behielt Treurecht und dreihundert ſollten den Hoſpitälern und den Armen zufallen.

Nun hatte Treurecht ſeine Geige noch einmal ſo lieb, da ſie ihn vom Galgen gerettet hatte. Fröhlich und wohlgemuth zog er in andere Gegenden und Städte, und fiedelte den Leuten luſtige Tänze und erwarb ſich viel Geld. Ueberall ſah man ihn gern, und er lebte noch viele viele Jahre in Freuden, und that Gutes, wo er wußte und konnte.

Als er ſtarb, ſprangen alle Saiten auf ſeiner Geige entzwei, und obwol man verſuchte, neue Saiten darauf zu ziehen, ſo konnte doch keiner, wenn er nicht geigen gelernt hatte, darauf ſpielen; auch mußte Niemand mehr darnach tanzen, wer nicht eben gerade Luſt hatte zum Tanzen — es war eine Geige, wie jede andere Geige ſonſt auch.

Digitized by Google

XV.

Skarpafikulo

wird von drei Gaudieben betrogen, betrügt ſie dafür dreimal und ſchickt ſie endlich gar in einem Sacke heim.

Im Wälſchlande, und zwar in dem Dorfe Poſſema, fand ſich in vergangenen Zeiten ein gewiſſer Mann, Skarpafikulo mit Namen, keineswegs reich, ſondern vielmehr etwas armſelig und geizig. Dieſer hatte eine liſtige und hinlänglich genug ſchlaue Frau, Anna genannt, die ſo ſcharfſinnig war, daß Niemand ſich fand, dem ſie nicht das Herz gehabt hätte, dasjenige zu ſagen, was die Nothwendigkeit erforderte; und da ſie treu und verſtändig ihre Geſchäfte that, ſo hielt er ſie ſehr werth.

Der gute Skarpafikulo, ſo lange er jung war, war einer der flinkſten Männer, die ſich im ganzen Gebiete befanden; aber als er älter geworden war, konnte er nicht mehr die Beſchwerden der Fußreiſen ertragen. Weßhalb die brave Frau ihn zu überreden ſuchte, daß er ſich ein Pferd kaufe, da er durch das Wandern zu Fuße ſein Leben vor der Zeit enden würde.

Skarpafikulo, bezwungen durch die Bitten und Ueberredungen ſeiner Frau, ging eines Tages auf den Markt, und, ſeine Augen auf ein Maulthier wer-

Digitized by Google

ſend, das ihm zu ſeinem Vorhaben ſehr tauglich ſchien, kaufte er es für ſieben Goldgulden.

Es geſchah, daß bei dieſem Kauf drei gute Geſellen waren, welche lieber von fremden Gütern als von den ihrigen, wie man es auch noch in unſern Zeiten im Gebrauch findet, lebten. Als ſie geſehen, daß Skarpaſikulo das Maulthier gekauft hatte, ſagte Einer von ihnen: „Geſellen, ich will, daß das Maulthier das unſere ſey.“ — „„Und wie?““ — ſagten die Andern. „Ich habe mir erdacht, daß wir auf die Landſtraße gehen, wo er vorbei muß, und daß der Eine eine Viertel Meile von dem Andern ſtehen ſoll und ein Jeder von uns muß ihm beſonders ſagen, daß das Maulthier, welches er gekauft hat, ein Eſel ſey, und wenn wir feſt in dieſer Rede beharren, wird das Maulthier leicht das unſere werden.“ Sie trennten ſich nach dem gemeinſamen Vertrage und vertheilten ſich auf die Straße, ſo wie ſie beſchloſſen hatten.

Skarpaſikulo kam bei dem einen Gaudieb vorbei, der ſich ſtellte, als wenn er vom Marktplatz käme, und zu ihm ſagte: „Gott grüß' Euch Herr.“ Ihm antwortete Skarpaſikulo: „„Willkommen mein Wertheſter.““ — „Wo kommt Ihr her?“ ſagte der Dieb. „„Vom Markte,““ antwortete Skarpaſikulo. „Und was habt Ihr Schönes gekauft?“ ſagte der Geſelle. „„Dies Maulthier,““ erwiederte Skarpaſikulo. „Welch Maulthier?“ ſagte der Spitzbube. „„Dies, auf dem ich reite,““ entgegnete Skarpaſikulo. „Sagt Ihr dies im Ernſt, oder um mit mir zu ſcherzen?“ — „„Und warum?““ ſagte Skarpaſikulo. „Weil es mir kein Maulthier, ſondern ein Eſel zu ſeyn ſcheint.“ „„Wie?““ ſagte Skarpaſikulo, und ohne mehr zu ſprechen, ſetzte er eilends ſeinen Weg fort. Er war kaum zwei Bogenſchüße weit gekommen, als ihm der

zweite Geſelle begegnete und ihm ſagte: „Guten Tag, Herr, woher kommt Ihr?“ „„Vom Markte,““ antwortete Skarpaſikulo. „Iſt es ein guter Markt dort?“ ſagte der Gefährte. „„Ganz gut,““ antwortete Skarpaſikulo. „Habt Ihr einen guten Kauf gemacht?“ fuhr der Geſelle fort. „„Ja,““ erwiederte Skarpaſikulo, ich habe dies Maulthier erſtanden, welches Du hier ſiehſt.““ — „Sagt Ihr die Wahrheit?“ — entgegnete der feine Geſelle — „habt Ihr es für ein Maulthier gekauft?“ — „„Ja,““ antwortete Skarpaſikulo. „Wahrhaftig, es iſt ein Eſel.“ Skarpaſikulo aber brummte für ſich: „„Wenn mir dies noch Einer ſagt, ſo mache ich ihm ein Geſchenk damit.““

Und ſeinen Weg fortſetzend, begegnete er dem dritten Burſchen, der zu ihm ſagte: „Willkommen Herr, kommt Ihr vielleicht zufällig vom Markte?“ „„Ja,““ antwortete Skarpaſikulo. „Was habt Ihr denn Schönes gekauft?“ ſagte der gute Geſelle. „„Ich habe dies Maulthier erſtanden, das Du ſiehſt.““ — „Wie! Maulthier?“ — ſagte der Geſelle — „iſt das Ernſt oder Scherz?“ „„Ich ſage es in allem Ernſte und nicht aus Scherz,““ antwortete der gute Skarpaſikulo. „Armer Mann“ — ſagte der Gaudieb — „ſeht Ihr denn nicht, daß es ein Eſel iſt und kein Maulthier? O, die Schurken, wie ſchön ſie Euch betrogen haben!“ Als Skarpaſikulo dies hörte, ſagte er: „Schon zwei Andere haben mir dasſelbe geſagt und ich habe es nicht glauben wollen,“ und, abgeſtiegen vom Maulthiere, fuhr er fort: „Nimm es hin, ich mache Dir damit ein Geſchenk.“ Der Geſell nahm es, dankte ihm für ſeine Güte und wendete ſich zu ſeinem Gefährten, indeſſen er den Skarpaſikulo zu Fuße gehen ließ.

Als Skarpaſikulo daheim angelangt war, ſagte

er zur Anna, wie er ſich eine Reiterei angeſchafft hätte und in dem Glauben, er habe ſich ein Maulthier gekauft, einen Eſel erſtanden habe; und, da auf der Landſtraße ihm dies mehrere geſagt, habe er dem Letzten damit ein Geſchenk gemacht. Anna ſagte zu ihm: „O Du Gürgen, haſt Du denn nicht gemerkt, daß ſie Dir einen Poſſen geſpielt haben? Ich habe immer geglaubt, daß Du weit verſchlagener wäreſt, als Du es biſt. Bei meiner Treue, ſie ſollten mich nicht ſo hinter's Licht geführt haben." Darauf ſagte Skarpaſikulo: „„Betrübe Dich nicht darüber, haben ſie mir einen Streich geſpielt, ſo will ich ihnen zwei ſpielen; und glaube gewiß, wenn es richtig iſt, daß ſie mich betrogen haben, ſo werden ſie ſich damit nicht begnügen, ſondern werden mit neuer Schlauheit ſuchen, ob ſie mir nicht noch etwas anderes entwenden können.""

Es war in dem Dorfe ein Bauer, nicht weit von dem Hauſe des Skarpaſikulo, der unter andern zwei Ziegen hatte, die ſich ſo ähnlich ſahen, daß man die eine nicht leichtlich von der andern unterſcheiden konnte. Er machte über ſie einen Handel und kaufte ſie für baares Geld. Und als der folgende Tag gekommen war, befahl er ſeiner Anna, daß ſie ein gutes Mittagmahl bereiten ſoll, weil er wollte, daß einige ſeiner Freunde kämen, um mit ihm zu eſſen. Und er befahl ihr, daß ſie gewiſſe Theile vom Kalbfleiſch nehme und ſie koche, Hühner aber, und die Nieren briete. Darauf gab er ihr einige Spezereien, und befahl ihr, daraus einen Leckerbiſſen und Kuchen zu machen, nach der Art, wie ſie es gewohnt war. Nun nahm er eine von den Ziegen und band ſie an eine Krippe in dem Hofe, indem er ihr zu freſſen gab, die andere band er an einen Strick und ging mit ihr auf den Markt.

Digitized by Google

Kaum war er angekommen auf dem Markte, als ihn die drei Kameraden aus der Eſelsgeſchichte erblickten und, ihm nahe getreten, ſagten: „Willkommen, lieber Skarpaſikulo; was wollt Ihr machen? wollt ihr irgend eine ſchöne Sache kaufen?“ Er antwortete: „„Ich bin nur her gekommen, um zur Wirthſchaft einzukaufen, da einige meiner Freunde heute zu mir kommen werden, um mit mir zu ſpeiſen, und wenn es Euch gelegen iſt, auch zu mir zu kommen, ſo werdet Ihr mir angenehm ſeyn.““ Die guten Geſellen nahmen die Einladung an.

Skarpaſikulo machte den Einkauf, ſo wie er nöthig war, legte alle die erſtandenen Lebensmittel auf den Rücken der Ziege und ſagte zu derſelben in Gegenwart der drei Kameraden: „Gehe zu Hauſe und ſage der Anna, daß ſie dieſes Kalbfleiſch koche, die Nieren aber und die Hühner brate; und ſage ihr, daß ſie aus dieſen Gewürzen einen guten Kuchen und Leckerbiſſen mache, ſo wie wir es gewöhnlich haben. Haſt du wohl verſtanden? Nun gehe in Frieden.“

Die Ziege, beladen mit den Lebensmitteln und in Freiheit gelaſſen, ging fort, und ich weiß nicht, in welche Hände ſie gerathen iſt.

Skarpaſikulo aber und die drei Kameraden und einige andere ſeiner Freunde gingen auf dem Markte umher, und als es ihnen Zeit ſchien, begaben ſie ſich zum Hauſe des Skarpaſikulo. Eintretend in den Hof des Skarpaſikulo erblickten die Geſellen ſogleich die Ziege, an die Krippe gebunden, welche die gefreſſenen Kräuter wiederkäute. In dem Glauben, daß es die ſey, welche Skarpaſikulo mit den Lebensmitteln heim geſendet hatte, wunderten ſie ſich ſehr. Und als ſie zuſammen in das Haus des Skarpaſikulo getreten waren, ſagte dieſer zu Anna: „Anna,

Digitized by Google

haſt du das gethan, was ich Dir durch die Ziege habe ſagen laſſen?“ Sie, ſchlau, verſtand das, was er ſagen wollte; „„Ja Herr; ſogleich werden Nieren und Hühner gebraten und das Kalbfleiſch gekocht ſeyn. Darauf habe ich den Kuchen und Leckerbiſſen gemacht, mit dem Gewürze darin, ſo wie es mir die Ziege geſagt hat.““ — „Sehr wohl,“ ſagte er. Die drei Gefährten, als ſie den Braten, das Kochfleiſch und den Kuchen am Feuer ſahen und die Worte der Anna gehört hatten, wunderten ſie ſich noch viel mehr als vorher, und fingen an, bei ſich über die Ziege nachzudenken, wie ſie dieſelbe wol erhalten möchten. Als das Mittagmahl geendet war, und ſie viel darüber nachgedacht hatten, die Ziege zu ſtehlen und den Skarpaſikulo zu berauben, bemerkten ſie, daß ſie dies nicht zur Ausführung bringen könnten. Daher ſagten ſie: „Herr, wir wünſchten zu wiſſen, ob Ihr die Ziege nicht verkauft?“ Der gute Skarpaſikulo antwortete ihnen: „Nein, ich will ſie nicht verkaufen, da ich nicht ſo viel Geld dafür bekommen werde, als ſie werth iſt, und wofür ich ſie laſſen würde; ich ſchätze ſie auf fünfzig Goldgulden.“

Die guten Geſellen glaubten, die Sache bei allen vier Zipfeln erfaßt zu haben und zahlten ſogleich die fünfzig Goldgulden hin. „Laſſ't Euch aber warnen“ — ſagte Skarpaſikulo — „daß Ihr Euch nicht über mich beklagt, wenn die Ziege Euch noch nicht in dieſen erſten Tagen kennt, da ſie nicht daran gewöhnt iſt, um Euch zu ſein und vielleicht nicht ihre Wirkung thut, die ſie thun ſollte.“

Aber die Geſellen, ohne ihm eine Antwort zu geben, führten mit großer Freude die Ziege heim und

Digitized by Google

ſagten zu ihren Weibern: „Morgen bereitet nichts eher zu eſſen, als bis wir Euch den Befehl nach Hauſe ſchicken.“

Und auf den Markt gehend, kauften ſie Hühner und andere Sachen, deren ſie zu ihrem Mahle benöthigt waren, und legten ſie auf den Rücken der Ziege, welche ſie mit ſich geführt hatten, unterwieſen ſie in allem dem, was ſie wollten, daß ſie thun und ihren Frauen ſagen ſollte. Die Ziege, mit Lebensmitteln beladen, machte ſich fort, als ſie in Freiheit war, und ging zu guter Stunde, daß man ſie nimmer wieder ſah.

Die Stunde des Eſſens war da, die guten Geſellen kehrten nach Hauſe zurück und fragten die Frauen: ob die Ziege mit den Lebensmitteln heim gekommen ſei und ob ſie das gethan, was ſie ihnen geſagt hätte? Die Frauen antworteten: „Ihr Erznarren, ohne allen Verſtand, Ihr könnt glauben, daß ein Thier wird Euer Diener ſein können? Gewiß bleibt ihr die Betrogenen; denn Ihr wollt täglich andere berücken, und am Ende ſeyd Ihr die Gefoppten.“

Die Geſellen, da ſie ſich von Skarpaſikulo verlacht ſahen, daß ſie mit ihm um fünfzig Goldgulden gehandelt hatten, wurden von ſolcher Wuth ergriffen, daß ſie ihn für einen todten Mann erklärten, ihre Waffen nahmen und davon gingen, um ihn zu ſuchen. Aber der kluge Skarpaſikulo, der wol Furcht wegen ſeines Lebens trug und immer die Geſellen im Auge hatte, auf daß ſie ihm keinen Streich ſpielten, ſagte zu ſeiner Frau: „Anna, nimm dieſe Blaſe voll Blut, ſtecke ſie unter das Bruſttuch, da ich, wenn dieſe Schurken kommen, Dir die Schuld von Allem geben und vorſpiegelnd, als ob ich auf Dich erzürnt ſei, einen Stoß in die Blaſe mit dieſem

Meſſer thun werde; und Du mußt Dich dann nicht anders ſtellen, als wenn du todt ſeiſt und zur Erde fallen. Das Uebrige überlaß dann mir."

Kaum hatte Skarpaſikulo die Unterredung mit ſeiner Frau geendet, als die Buben ankamen, die zum Skarpaſikulo gelaufen waren, um ihn zu tödten. „Brüder, ich bin nicht die Urſache, weßhalb Ihr mich beleidigen wollt; vielleicht, daß meine Frau etwas gethan hat, das Euch Mißfallen erregt, was ich nicht weiß;" und ſich gegen ſie wendend, legte er Hand an das Meſſer, zog es ſogleich und ſtieß es in die mit Blut gefüllte Blaſe. Und ſie, ſich ſtellend, als ob ſie todt ſey, ſank zur Erde, und das Blut floß wie ein Bach von jeder Seite. Als er hierauf die ſchreckliche That ſah, heuchelte er Reue zu fühlen, und fing mit lauter Stimme an zu ſchreien: „O ich Elender und Unglücklicher, was habe ich gemacht! ich habe thörichter Weiſe die getödtet, welche der Stab meines Alters war. Wie werde ich noch ohne ſie leben können?"

Darauf nahm er einen Dudelſack, recht wie er wußte, gearbeitet, und blies ſo lange darauf, bis Anna wieder zu ſich kam und geſund und heil wieder auf die Füße ſprang.

Als dieß die Spitzbuben ſahen, blieben ſie erſtaunt, legten ihrerſeits alle Wuth ab und kauften den Dudelſack für zweihundert Gulden, indem ſie fröhlich heimkehrten.

Es geſchah, daß eines Tages einer der Buben mit ſeiner Frau in Wortwechſel gerieth und in ſeinem Zorne ſtieß er ihr das Meſſer in die Bruſt, durch welchen Stich ſie getödtet ward.

Der Mann nahm den Dudelſack, den er vom Skarpaſikulo gekauft hatte, und blies darauf, wie es Skarpaſikulo gethan hatte, in der Hoffnung, ſie würde

Digitized by Google

wieder lebendig werde. Aber vergeblich bemühte er ſich; denn die unglückliche Seele war aus dieſem Leben geſchieden und in jenes hinüber gegangen.

Der andere Geſelle, der dies ſah, ſagte: „Narr, du haſt nicht recht gewußt, wie man es machen muß, laß mich einmal machen.“ Und er nahm ſein Weib bei den Haaren, indem er ihr die Luftröhre mit einem Barbiermeſſer abſchnitt; darauf nahm er den Dudelſack und blies. Aber auch hierdurch erwachte die Unglückliche nicht. So machte es der dritte auch, und alle drei blieben ihrer Weiber beraubt.

Darüber höchſt erzürnt, gingen ſie zum Hauſe des Skarpaſikulo und wollten von ſeinen Thorheiten nichts mehr hören, ſondern ſie nahmen ihn, ſteckten ihn in einen Sack, mit dem Vorſatze, ihn in den nächſten Fluß zu ſtürzen. Und indem ſie ihn trugen, um ihn zu erſäufen, überraſchte die Spitzbuben, ich weiß nicht wer, wodurch ſie genöthigt wurden, den Skarpaſikulo niederzulegen, und ſich zu flüchten.

Unterdeſſen, daß Skarpaſikulo durch ſein böſes Schickſal in dem Sack verſchloſſen war, ging ein Schäfer mit ſeiner Heerde vorbei, welche die magern Kräuter abweidete. Und als er ſie ſo trieb, hörte er eine klagende Stimme ſprechen: „Sie wollen ſie mir geben, und ich will ſie nicht, da ich unvermögend bin, und ſie nicht nehmen kann.“ Der Schäfer blieb ganz beſtürzt, da er nicht wußte, woher dieſe Stimme ſo oft kam, und wendete ſich hier und dorthin.

Endlich erblickte er den Sack, in welchem Skarpaſikulo gebunden war, näherte ſich demſelben, während darin Skarpaſikulo unausgeſetzt heftig eiferte, machte ihn auf und fragte ihn: warum er in dem Sacke eingeſchloſſen ſei.

Jener antwortete, heftig ſchreiend, daß der Herr der Stadt ihm eine ſeiner Töchter zum Weibe zu geben wünſche, aber daß er ſie nicht haben wollte; theils weil er betagt ſei, theils auch darum, weil er ſie vernünftiger Weiſe nicht nehmen könne, indem er unvermögend ſei. Der Schäfer, welcher ſeinen Worten vollen Glauben beimaß, ſagte zu ihm: „Glaubt ihr wol, Herr, daß der Gebieter ſie mir gibt?“ — „„Ich glaube es wohl,““ — antwortete Skarpaſikulo — „„wenn Du ſo in dieſem Sacke gebunden wäreſt, als wie ich es bin.““ Und nachdem er den Hirten in den Sack geſteckt hatte, band er ihn feſt und entfernte ſich mit dem Vieh von dieſem Orte.

Es war noch nicht eine Stunde vergangen, als die drei Schufte wieder zu dem Orte zurück kehrten, an dem ſie Skarpaſikulo in dem Sacke verlaſſen hatten. Und ohne weiter hinein zu blicken, nahmen ſie den Sack, warfen ihn in den Fluß, und ſo endete der Hirt, ſtatt des Skarpaſikulo, elendiglich ſein Leben. Die Diebe gingen darauf fort, nahmen den Weg nach ihrem Hauſe und beſprachen ſich unter einander; indem wurden ſie das Vieh gewahr, welches nicht fern von ihnen weidete. Sie beredeten ſich daher, ein paar Lämmer zu ſtehlen und näherten ſich der Heerde; als ſie den Skarpaſikulo erblickten, welcher der Hirt derſelben war, und verwunderten ſich mächtig, da ſie der Meinung waren, er ſei in den Fluß geſtürzt.

Deßhalb fragten ſie ihn: wie er es angefangen hätte, aus dem Fluße zu kommen? Er antwortete ihnen: „O Ihr Narren, Ihr wißt nichts. Wenn Ihr mich tiefer geſtürzt hättet, mit zehnmal ſo viel Vieh und noch mehr wäre ich gekommen.“

Als dies die drei Geſellen hörten, ſagten ſie: „O

Skarpafikulo, wollt Ihr uns wol dieſen Dienſt erweiſen? Steckt uns in einen Sack, werft uns in den Fluß und aus Spitzbuben wollen wir Hirten des Viehes werden.“ Skarpafikulo antwortete: „„Ich bin bereit, das zu thun, was Euch wohlgefällig iſt, und es gibt nichts in der Welt, was ich nicht gerne für Euch thäte.“ Und nachdem er drei gute Säcke, derb und von guter Leinwand, gefunden hatte, ſteckte er ſie ſo feſt hinein, daß ſie nicht heraus konnten, ſtürzte ſie in den Fluß, und ſo unſelig gingen ſie in die dunkeln Gegenden. Skarpafikulo, reich an Gelde und Vieh, kehrte heim und lebte noch einige Jahre fröhlich mit ſeiner Anna.

Alles dies wird in einem Buche erzählt, das in wälſcher Sprache geſchrieben iſt. Der Leſer möge ſich dieſe unſere wörtliche Dolmetſchung wohlgefallen laſſen. Die *deutſchen* Mährlein nehmen ſich freilich geſcheidter aus, als ſolche wälſche — aber zur Abwechslung nimmt man ſie auch gerne mit.

XVI.

Ein halb Dutzend luſtiger Wirthshausgeſchichten.

1. Drei Geſellen wollen einen Schneider durch Räthſel foppen.

Es ſaßen eines Tages im Wirthshauſe zum goldenen Kreuz etliche Handwerksburſchen an einem Tiſche, und zechten luſtig zuſammen. Da kam auch ein Schneiderlein in die Zechſtube, dem man's aber anſah, daß er ſein Handwerk nicht leidenſchaftlich treibe; denn er hatte einen alten, abgeſchabten Rock an, welchen er wol im jüdiſchen Tandelmarkt gekauft haben mochte, und die übrige Kleidung paßte ganz gut dazu. Der ſetzte ſich ohne Umſtände an den Tiſch zu den Geſellen, und er langte ſeinen Beutel heraus, und verlangte von der Kellnerin um das Geld, das er drinnen hatte, eine Halbe Bier und zwei Kreuzer Brod; thut ſechs Kreuzer. Die Burſche ſahen ſich einander an, als wollten ſie ſagen: der ſteht uns nicht an, und wir wollen ihn vom Tiſche vertreiben.

Sie verabredeten ſich, und ſchlugen vor: ſie wollten ſich der Reihe nach Räthſel aufgeben, und weſſen Räthſel errathen würde, der müßte einen Zwanziger geben; weſſen Räthſel aber nicht errathen würde, dem falle das eingelegte Geld zu. Und, ſagten ſie, wer nicht daran Theil nehme, der ſei nicht ihr guter

Kamerad, und müßte vom Zechtiſch weg. Die Schelme dachten, das Schneiderlein, in deſſen Beutel es ganz helle ſei, werde ſich ſogleich auf und davon machen. Der aber ſagte: „Mir auch recht,“ und that mit einem guten Schluck den Kameraden Beſcheid. Der Bruder Berliner nahm zuerſt das Wort, und ſagte: „Bruder Wiener, wie viel Wege gehen von andern Orten nacher Wien?“ Der Wiener antwortete: „„Keiner; denn alle Wege muß man ſelber gehen, reiten oder fahren.“ Jener mußte einen Zwanziger in die Büchſe legen. Nun fragte der Bruder Wiener den Bruder Berliner: „Wenn man zu Berlin durch das Brandenburger Thor hinaus geht, was iſt an der rechten Hand?“ Der Bruder Berliner ſagte: „„er wiſſe das nicht, weil er nie zu jenem Thore hinaus gekommen ſei.““ Da ſagte das Schneiderlein: „Die fünf Finger ſind an der rechten Hand;“ und der Wiener mußte bezahlen. Nun kam die Reihe an den Bruder Schleſinger; der ſagte zum Schneider: „Weil du doch weißt, was fünf ſei, ſo ſag' mir einmal: wenn fünf Vögel auf einem Baum ſitzen, und der Jäger ſchießt einen herunter, wie viel bleiben?“ „„Keiner,““ antwortete der Schneider; „„denn die übrigen fliegen davon.““ Der Vierte fragte: Warum ſchabt man den Käs? Man antwortete: Wenn er Federn hätte, ſo würde man ihn rupfen. Der Fünfte fragte: Welche Speiſe kann man nicht eſſen? Antwort: Die Glockenſpeiſe. Der Sechſte: Was iſt das Beſte am Salat? Antwort: daß er ſich biegen läßt, ſonſt könnte man ihn nicht ins Maul ſchieben. Der Siebente fragte: Warum lauft der Haſe über den Berg? Antwort: wenn der Berg unten ein Loch hätte, ſo würde er durch das Loch laufen. Der Achte: Wer ſieht mehr, der ein oder zwei Augen hat?

Digitized by Google

Antwort: der nur ein Auge hat; denn dieſer ſieht an dem andern zwei Augen, der andere aber nur eines. Der Neunte fragte: Welches iſt der mittlere Buchſtab im A B C? Einer, nachdem er lange nachgezählt, antwortete: das N. Nein, ſagte der Schneider, das B; der Neunte mußte bezahlen, wie die Vorhergehenden. Der Zehnte fragte: Wo ſind die höchſten Berge? Man ſagte: Wo die tiefſten Thäler ſind. Der Elfte: Welche Kerze brennt länger, eine Wachskerze oder eine Unſchlittkerze? Die Antwort war: Keine brennt länger, ſondern beide kürzer. — Jetzt kam die Reihe an den Schneider. Die Schelme hatten das Ding insgeheim unter ſich abgekartet, daß ſie die Bußgelder unter ſich wieder vertheilen wollten, und drum haben ſie ſich lauter ſolche Räthſel aufgegeben, die der günſtige Leſer und Jedermann weiß, der irgend ein luſtiges Buch geleſen hat. Der Schneider, dachten ſie, werde ſein Räthſel auch nicht weiter herholen, und, wenn ſie es erriethen, hätten ſie doch einen Zwanziger gefiſcht, der in die Zeche gehen ſollte. Das Schneiderlein aber nahm mir nichts dir nichts, die Büchſe, und ſteckte die Zwanziger ein. „Ihr errathet es doch nicht, ſagte er; und ich möchte nicht, daß Ihr Euch den Kopf zerbrechet.“ Die Geſellen aber fuhren auf, und verlangten das Geld heraus, und das Räthſel. „Nun, weil Ihr denn ſo wollt,“ ſagte der Schneider.

„Was iſt das? das erſte weiß ich allein; das zweite wiſſet Ihr, aber ich nicht; das dritte iſt ſowol mir als Euch unbekannt?“ Die Burſche dachten hin und her, aber Keiner konnte es errathen. Da ſtand endlich das Schneiderlein auf, trank aus, und wollte mit dem Gelde fortgehen. Jene ſagten, ſie wollten

Digitized by Google

ſich gefangen geben; aber er ſollte ihnen das Räthſel auflöſen. Der Schneider ſagte, er wolle das thun, es koſte aber noch einen Zwanziger, damit das Dutzend voll wäre.

Aus großer Neugierde willfahrten ſie ihm. Da ſagte der Schneider: „daß meine Hoſen zerriſſen ſind, das weiß ich, aber Ihr nicht.“ Und damit wies er ihnen das Hintertheil, und ſie fanden es ſo, wie er geſagt. Dann nahm er den Hut ab, und ſagte, als ob er betteln wolle: „das andere weiß ich nicht, aber Ihr: ob Ihr mir nemlich wollet Tuch zu einem Paar neuen Hoſen verehren?“ Die Geſellen mußten nun ſelbſt lachen; ſagten aber nein. „Und das dritte,“ ſagte der Schneider, wiſſen wir alle nicht, ob, wenn ich auch Tuch dazu hätte, mein Meiſter ſie mir umſonſt wollte machen laſſen.“ Und mit dieſen Worten ging er, ſich höflichſt verbeugend, zur Thür hinaus.

2. Wie Einem der Spaß übel ausſchlägt.

Man muß mit Wirthen keinen Spaß und Muthwillen treiben, ſonſt kommt man unverſehens an den Unrechten. Einer in Pilſen will ein Glas Bier trinken, das Bier war ſauer, zog ihm den Mund zuſammen, daß ihm die Ohren bis auf die Backen hervor kamen. Um es auf eine witzige Art an den Tag zu legen, und den Wirth vor den Gäſten lächerlich zu machen, ſagte er nicht: „das Bier iſt ſauer,“ ſondern: „Frau Wirthin,“ ſagte er, „könnt ich nicht ein wenig Salat und Oel zu meinem Bier haben?“ Die Wirthin ſagte: „In Pilſen kann man für Geld alles haben,“ ſtrickte aber noch ein wenig fort, als wenn ſie's wenig achtete; denn ſie war eben am Zwickel. Nach einigen Minuten, als unterdeſſen die

Gäſte mit einander diskurirten, und Einer ſagte: „Habt Ihr geſtern das Kameel auch geſehen und den Affen?“ ein Anderer ſagte: „es iſt kein Kameel, es iſt ein Trampelthier,“ ſagte die Wirthin: „mit Erlaubniß“ und deckte eine ſchneeweiße Serviette vom feinſten Gebilde auf den Tiſch. Jeder glaubte, der Andere habe ein Bratwürſtlein beſtellt, oder etwas; „und es iſt doch ein Kameel,“ ſagte ein Dritter, „das iſt weiß, die Trampelthiere ſind braun.“

Unterdeſſen kam die Wirthin wieder mit einem Teller voll zarter Salatsblätter aus dem Treibhaus des ſtädtiſchen Gartens, fein geſchnitten, wie Poſtpapier und mit dem koſtbarſten italieniſchen Baumöl angemacht, und ſagte zu dem Gaſt mit ſpöttiſchem Lächeln: „Iſt's gefällig?“ Alſo lachten die Andern nicht mehr den Wirth aus, ſondern den Gaſt, und wer wohl oder übel ſeinen Spaß mit zwei Gulden zwölf Kreuzer Wiener Währung bezahlen mußte, war er.

3. Für ſein Geld kann man Alles haben.

Es iſt ein altes Sprichwort: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelber darein. — Aber der Sonnenwirth in einem gewiſſen Städtlein war ſchon vorher darin. Zu dieſem kam ein wohlgekleideter Gaſt. Kurz und trotzig verlangte er für ſein Geld eine gute Fleiſchſuppe. Hierauf forderte er auch ein Stück Rindfleiſch und ein Gemüſe, für ſein Geld. Der Wirth fragte ganz höflich: ob ihm nicht auch ein Glas Wein beliebe? O freilich ja, erwiederte der Gaſt, wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld. Nachdem er ſich alles wohl hatte ſchmecken laſſen, zog er einen abgeſchliffenen Zehner aus der Taſche und ſagte: Hier, Herr Wirth, iſt mein Geld. Der Wirth ſagte: Was ſoll das heißen? Seid Ihr

mir nicht einen Gulden ſchuldig? Der Gaſt erwiederte: Ich habe für keinen Gulden Speiſe von Euch verlangt, ſondern für mein Geld. Hier iſt mein Geld. Mehr hab' ich nicht. Habt Ihr mir zuviel dafür gegeben, ſo iſt's Eure Schuld. — Dieſer Einfall war eigentlich nicht weit her. Es gehörte nur Unverſchämtheit dazu, und ein unbekümmertes Gemüth, wie es am Ende ablaufen werde. Aber das Beſte kommt noch. Ihr ſeid ein durchtriebener Schalk, erwiederte der Wirth, und hättet wol etwas anders verdient. Aber ich ſchenke Euch das Mittagseſſen und hier noch ein Zwanzig-Kreuzer-Stück dazu. Nur ſeid ſtille zur Sache, und geht zu meinem Nachbar, dem Roßwirth, und macht es ihm eben ſo. Das ſagte er, weil er mit ſeinem Nachbar, dem Roßwirth, aus Brodneid in Unfrieden lebte, und einer dem andern jeglichen Spott und Schimpf gerne anthat und erwiederte. Aber der ſchlaue Gaſt griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Gelde, mit der andern vorſichtig nach der Thür, wünſchte dem Wirth einen guten Abend, und ſagte: „Bei Eurem Nachbar, dem Herrn Roßwirth, bin ich ſchon geweſen, und eben der hat mich zu Euch geſchickt, und kein Anderer."

So waren im Grunde Beide hintergangen, und der Dritte hatte den Nutzen davon. Aber der liſtige Kunde hätte ſich noch oben drein einen ſchönen Dank von Beiden verdient, wenn ſie eine gute Lehre daraus gezogen, und ſich mit einander ausgeſöhnt hätten.

Denn Frieden ernährt, aber Unfrieden verzehrt.

4. Was die Ohrfeigen werth ſind.

In einer ſchwäbiſchen Reichsſtadt galt zu ſeiner Zeit ein Geſetz, daß, wer ſich an einem verheirathe-

Digitized by Google

ten Mann vergreift, und gibt ihm eine Ohrfeige, der muß fünf Gulden Buße bezahlen und kommt 24 Stunden lang in den Thurm. Deßwegen dachte am Andreastage ein verarmter Zirkelſchmied im Vorſtädtlein: ich kann doch an meinem Namenstag ein gutes Mittageſſen im goldenen Lamm bekommen, wenn ich ſchon keinen rothen Heller hier und daheim habe, und ſeit zwei Jahren nimmer weiß, ob unſere Thaler rund oder eckig ſind. Darauf hin läßt er ſich vom Lammwirth ein gutes Eſſen auftragen, und trinkt viel Wein dazu, alſo daß die Zeche einen Gulden fünfzehn Kreuzer ausmachte; was damals auch für einen wohlhabenden Zirkelſchmied ſchon viel war.

Jetzt, dachte er, will ich den Lammwirth zornig machen und in Harniſch bringen. „Das war ein ſchlechtes Eſſen, Herr Lammwirth,“ ſagte er, „für ein ſo ſchönes Geld. Es wundert mich, daß Ihr nicht ſchon lang ein reicher Mann ſeid, wovon ich doch noch nichts habe rühmen hören.“ Der Wirth, der ein Ehrenmann war, antwortete auch nicht glimpflich, wie es ihm der Zorn eingab, und es hatte ihm ſchon ein paarmal im Arme gejuckt. Als aber der Zirkelſchmied zuletzt ſagte: „Es ſoll mir eine Warnung ſein; denn ich habe mein Lebenlang gehört, daß man in den ſchlechteſten Kneipen, wie Euer Haus eine iſt, am theuerſten gehalten wird.“ Da gab ihm der Wirth eine entſetzliche Ohrfeige, die zwei Dukaten unter Brüdern werth war, und ſagte, er ſolle jetzt ſogleich ſeine Zeche bezahlen, „oder ich laſſe Euch durch die Knechte bis in die Vorſtadt hinaus prügeln.“ Der Zirkelſchmied aber lächelte und ſagte: „Es iſt nur mein Spaß geweſen, Herr Lammwirth, und Euer Mittageſſen war recht gut. Gebt mir nun für die Ohrfeige, die ich von Euch baar erhalten habe, drei

Digitized by Google

Gulden fünf und vierzig Kreuzer auf mein Mittageſſen heraus, ſo will ich Euch nicht verklagen. Es iſt beſſer, wir leben im Frieden mit einander, als in Feindſchaft. Hat nicht Eure ſelige Frau meiner Schweſter Tochter ein Kind aus der Taufe gehoben?“ — Zwiſchen dieſen Worten machte der Lammwirth ein paar kurioſe Augen; denn er war ſonſt ein gar unbeſcholtener und dabei wohlhabender Mann, und wollte lieber viel Geld verlieren, als wegen eines Frevels von der Obrigkeit ſich ſtrafen laſſen, und nur eine Stunde des Gefangenwärters Hausmann ſein. Deßwegen dachte er: einen Gulden und fünfzehn Kreuzer hat mir der Hallunke ſchon mit Eſſen und Trinken abverdient; beſſer, ich gebe noch drei Gulden fünf und vierzig Kreuzer drauf, als daß ich das Ganze noch einmal bezahlen muß, und werde beſchimpft dazu. Alſo gab er ihm die drei Gulden fünf und vierzig Kreuzer, ſagte aber: „Jetzt kommt mir nimmer ins Haus.“

Drauf ſagte man, habe es der Zirkelſchmied in andern Wirthshäuſern verſucht, und die Ohrfeigen ſeien noch ein- oder zweimal al pari geſtanden (wie die Kaufleute ſagen, wenn ein Wechſelbrief ſo viel gilt, als das baare Geld, wofür er verſchrieben iſt). Drauf ſeien ſie ſchnell auf fünfzig Prozent herunter geſunken und am Ende, wie die alten Siebenzehner, ſo unwerth worden, daß man jetzt wieder durch das ganze Schwaben-Land hinaus bis an die bairiſche Grenze ſo viele Ohrfeigen unentgeltlich ausgeben und wieder einnehmen kann, als man ertragen mag.

5. Traut nur den alten Schnauzbärten.

Ein abgedankter Soldat, der ein luſtiger Geſelle war, kam eines Tages in ein Wirthshaus, und wie

er ſah, daß man eben den Gäſten das Eſſen auftrug, ſetzte er ſich auch ohne Umſtände an den Tiſch; denn er dachte: Kann ich auch nicht zahlen, wie Andere, ſo kann ich doch eſſen, wie ſie, und das Uebrige will ich ſchon mit dem Wirthe abmachen. Die Gäſte, welche vornehme Leute waren, Schreiber, Ladendiener und dergleichen, ſahen den Soldaten nicht gern bei ſich, und wollten ihn auf eine höfliche oder grobe Art auf die Seite ſchieben. Als daher die Suppe auf den Tiſch kam, griff ein jeder nach einem Löffel, deren eben ſo viele auf dem Tiſch waren, als der Gäſte; und ſie ſagten: „Ein Schelm, der keinen Löffel hat.“ Der Soldat wurde nicht verlegen, ſondern er machte geſchwind einen Löffel von der Brodrinde, die er an die Gabel ſteckte, und fuhr damit in die Schüſſel und in's Maul.

Und als die Suppe gegeſſen war, ſagte er: „Ein Schelm, der ſeinen Löffel nicht ißt.“ Was denn die Andern bleiben ließen; und ſie hatten den Schelm wieder, den ſie ausgegeben. —

Die Gäſte hätten ihm wieder gern eins angehängt, und ſie nahmen zuletzt einen Becher mit Wein, und ließen den herumgehen mit dem Beſcheid: Wer den Wein im Becher fett oder ſchmutzig machen würde, der ſollte die Zeche bezahlen. Das thaten ſie aber darum, weil der Soldat einen großen Schnauzbart hatte, der lange nicht geſchoren war, und ſie meinten daher, es würde nicht fehlen können, daß er den Wein ſchmutzig machte. Aber als es an ihn kam, blies er dem Becher das Geſicht alſo aus, daß der Staub faſt aus dem Becher gefahren und nicht ſo viel darin geblieben, daß eine Mücke ihren Durſt hätte löſchen können. Worauf er den Becher den Gäſten wies, und ſie fragte, ob der Wein ſchmutzig

Digitized by Google

ſei oder nicht. Alſo mußten ſie für ihn die Zeche bezahlen; was ſie auch gern thaten um des Spaßes Willen, den ihnen der Soldat gemacht hat.

6. Ei ſo lüg'!

Die Nachbarn ſaßen Sonntags Abend im Wirthshauſe beiſammen, und der Schmied, der die letzten Kriege mitgemacht hatte, erzählte ihnen eine Menge Dinge von den Feldzügen, und ſie hörten ihm gern zu, obgleich er mitunter log, daß die Balken hätten krachen mögen; denn es war ihnen etwas Neues.

Unter andern erzählte er ihnen ein Stücklein aus dem Feldzug in Rußland. „Eines Tags, ſagte er, mußte ich weit übers Feld reiten, um zu ſehen, wo die feindlichen Poſten ſtünden. Es hatte unmenſchlich geſchneit, und ich fiel ſo tief hinein, daß ich mit genauer Noth die Ohren meines Pferdes aus dem Schnee hervorgucken ſah. Endlich komme ich an eine finſtere Höhle. Ich konnte nicht rechts, nicht links ausweichen; ich mußte hinein. Ich reite in der Finſterniß fort, eine, zwei, ich reite ſechs Stunden. Nun wird's wieder hell. Ich komme heraus, und ſehe nun, daß ich in einen Fluß geritten bin, in dem aber kein Tropfen Waſſer mehr war. Der Froſt hatte das Waſſer in die Höhe gehoben, und das war über mir zu einer dicken Eisdecke gefroren.“ „„Ei ſo lüg'!““ riefen die Nachbarn alle, bis auf den Geſchwornen. Nun ſagte dieſer, ich möchte es doch nicht ſogleich für gelogen halten, weil oft eine Erzählung klingt wie eine Lüge, und es iſt doch keine. „Gib ein Exempel, Alter!“ riefen die Bauern. „Das will ich thun. Ihr kennt doch alle den Gemeind-Backofen unten am Dorf? Es werden nunmehr fünf Jahre ſein, daß nicht mehr darin gebacken wird, weil

der hintere Theil ziemlich zuſammen gefallen iſt. Es iſt Jammerſchade, daß ihn die Gemeinde nicht wieder beſtellen läßt. Wie ich noch ein kleiner Bub war, ſpielten wir immer Verſteckens in dem Backofenhaus. Fünf Jahre ſage ich, ſind's, ſeit er nicht mehr geheizt war. Geſtern will ich daran vorbei, bleibe ſtehen, und habe ſo meine wehmüthigen Gedanken über das Zuſammenfallen aller menſchlichen Dinge und Backöfen. Ich weiß nicht warum, ich greife in Gedanken in die Oeffnung des Ofens, und — ihr mögt's glauben oder nicht — es brennt mich an die Finger." „„Ei ſo lüg'!"" riefen die Nachbarn alle, bis auf den Schulmeiſter.

„Nun, nun, da könnte ich Euch doch was Aehnliches aus meiner Praxis erzählen," ſagte der Wundarzt. „Eine kranke Frau war unwiſſenden Quackſalbern in die Hände gefallen, die ihr Theriak und andern Quark in Menge eingaben. Die Frau wurde immer kränker, und beſchloß nun keinen Tropfen mehr zu gebrauchen. Fünf Jahre, eben ſo lange, als der Backofen nicht mehr geheizt worden, hielt ſie Wort, und keine Arznei kam in dieſer Zeit mehr über ihre Zunge. Da ſie aber immer elender wurde, ſo ließ ſie mich endlich rufen. Ich merkte gleich, wo der Hund begraben liege. Die falſchen Mittel müſſen erſt alle wieder heraus, dachte ich, und gab ihr ein tüchtiges Brechpulver. Was geſchieht? Die Frau erbricht ſich fürchterlich, und gibt den Theriak und den andern Quark wieder von ſich, und wird von der Stunde an friſch und geſund." „„Ei ſo lüg', ei ſo lüg'!"" riefen die Nachbarn alle, ſammt dem Geſchwornen und dem Schulmeiſter.

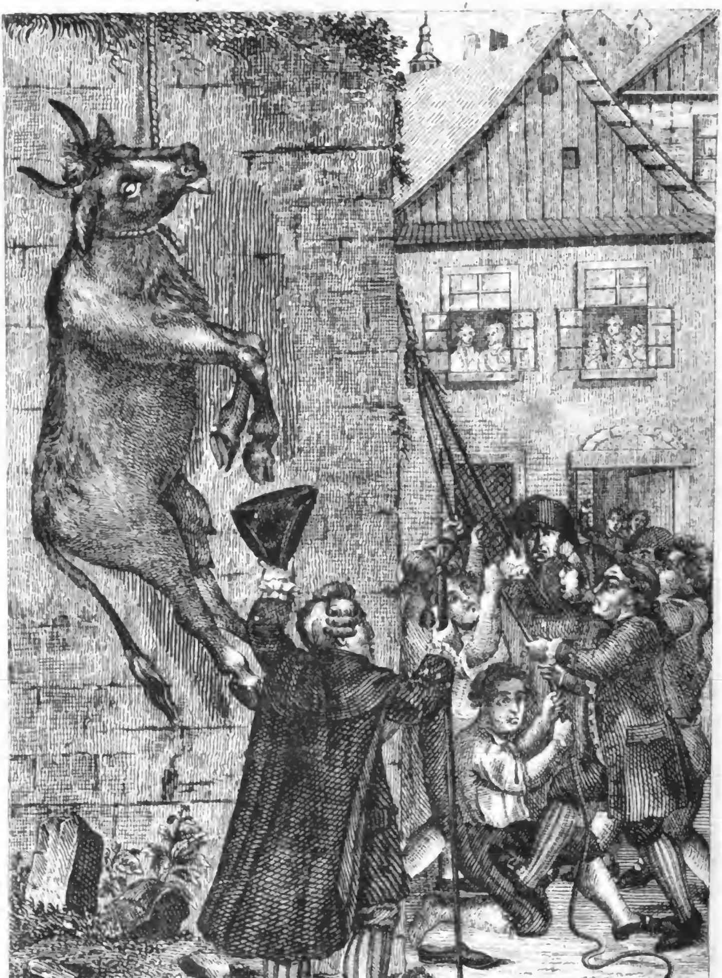
„Hört Nachbar Bader," ſagte der Schulmeiſter, an Euch iſt man das Aufſchneiden gewohnt, und ſetzt Euch

nur ſogleich zu dem hin, der ſechs Stunden unter dem Eis fortgeritten iſt. Aber Ihr Geſchworner, wie iſt's mit Eurem Backofen? Ihr habt geſagt: Eure Erzählung würde wie eine Lüge klingen, und wäre doch keine. Hat es Euch wirklich nach fünf Jahren an die Finger gebrannt?"

„„Wie ich Euch geſagt; es hat mich wahrlich an die Finger gebrannt. — — Es ſind Brenneſſeln im Backofen gewachſen.""

Digitized by Google

Digitized by Google



Die Schildbürger.

Digitized by Google

XVII.

Die Schildbürger;

ein Langes und Breites, Dummes und Geſcheidtes von einer Gemeind' in Utopien; wobei man gern zugibt, daß ſich Ihres gleichen nicht mehr finde.

1. Von der Heimath und erſten Berühmtwerdung der Schildbürger.

In dem großmächtigen Königreich Utopien, hinter Kalekutta, liegt ein Dorf oder Bauernſtädtchen, Schilda genannt, von welchem mit allem Fug das alte Sprichwort gerühmt werden konnte:

Wie die Eltern geartet ſind,
So ſind gemeiniglich die Kind'.

Denn auch die Schildbürger waren in ihrer Voreltern Fußtapfen getreten und darin verharret, wenn ſie nicht die Noth oder die Forderung des lieben Vaterlandes nöthigte, einen andern Weg zu treten.

Der erſte Schildbürger war ein hochweiſer und verſtändiger Mann, und es iſt wohl zu erachten, daß er ſeine Kinder nicht wie die unvernünftigen Thiere herumlaufen ließ. Ohne Zweifel war er ein ſtrenger Vater, der ihnen nichts Arges nachſah; vielmehr unterwies er ſie als ein getreuer Lehrer, und ſie wurden mit allen Tugenden aufs höchſte geziert, ja überſchüt-

Digitized by Google

tet, ſo daß ihnen in der ganzen weiten Welt Niemand vorzuſetzen, oder auch nur zu vergleichen war; denn zu derſelben Zeit waren die weiſen Leute noch gar dünne geſäet, und war es ein ſeltenes Ding, wenn Einer derſelben ſich hervorthat. Sie waren gar nicht ſo gewöhnlich, wie ſie jetzt unter uns ſind, wo ein jeder Narr für weiſe gehalten werden will. Deßwegen verbreitete ſich der Ruhm von ihrem hohen Verſtand und ihrer ſeltenen Weisheit über alle Lande, und ward Fürſten und Herren bekannt; wie ſich denn ein ſo herrliches Licht nicht leicht verbergen läßt, ſondern, wo es ſich finden mag, ſeine Strahlen von ſich wirft.

So kam es oft, daß aus ferne gelegenen Orten Botſchaften an die Schildbürger abgefertigt wurden, um ſich in zweifelhaften Sachen Raths zu erholen, der immer überflüſſig bei ihnen zu finden war, da ſie voll von Weisheit ſteckten. Auch fand man immer, daß die treuen Rathſchläge, die ſie gaben, nicht ohne beſondern Nutzen abgegangen. Dadurch machten ſie ſich in der ganzen Welt einen großen Namen, und wurden für ihre Geiſtesgaben mit viel Silber, Gold, Edelſtein und andern Reichthümern begabt.

Endlich kam es gar ſo weit, daß Fürſten und Herren, die ihrer keineswegs entbehren konnten, es viel zu weitläufig fanden, Botſchaften zu ihnen zu ſchicken; ſondern Jeder begehrte einen der Schildbürger in Perſon bei ſich am Hofe und an ſeiner Tafel zu haben, damit er ſich deſſelben täglich in allen Vorkommenheiten bedienen und aus ſeinen Reden, als aus einem unerſchöpflichen Brunnen des friſcheſten Waſſers, Weisheit ſchöpfen und lernen könnte.

Daher wurde täglich aus der Zahl der Schildbürger jetzt Einer, bald wieder Einer, beſchickt und

in entlegene Länder vom Hauſe abgefordert. In Kurzem kam es dahin, daß faſt keiner mehr in der Heimath blieb, ſondern alle vom Hauſe abweſend waren. Darum ſahen ſich die Weiber genöthigt, der Männer Stelle zu vertreten und Alles zu verſehen, das Vieh, den Feldbau und was ſonſt einem Manne zuſteht; jedoch behauptet man, ſie hätten dieſes nicht ungerne gethan.

So fingen zu Schilda aus Mangel an Bebauung die Güter des Feldes an, abzunehmen.

Das Vieh, das ſonſt durch des Herrn Auge fett wird, wurde mager, verwildert und unnütz; alle Werkzeuge und Geſchirre wurden ſchadhaft, nichts verbeſſert und zu rechte gemacht, und was das Aergſte war, Kinder, Knechte und Mägde wurden ungehorſam und wollten nichts Rechtes mehr leiſten. Sie beredeten ſich ſelbſt, weil ihre Herren und Meiſter nicht einheimiſch und doch unentbehrlich ſeien, ſo ſtände es wohl ihnen ſelbſt zu, Meiſter zu ſein. Kurzum, während die frommen Schildbürger Jedermann zu dienen begehrten, und richtig machen wollten, was irgendwo in der Welt unrichtig war, nicht um des lieben Geldes Willen und aus Geiz, ſondern der allgemeinen Wohlfahrt wegen, ſo geriethen ſie dadurch in verderblichen Schaden, und es ging ihnen gerade, wie dem, der zwei Leute, die ſich prügeln, ſcheiden will; zuletzt iſt er es, der alle Schläge davon trägt.

2. Wie die abweſenden Schildbürger durch einen offenen Brief von ihren Weibern zurück berufen werden.

Weil denn das Weib nicht ohne den Mann, und dieſer nicht ohne jenes beſtehen kann, ſo trat zu Schilda die ganze weibliche Gemeinde, die indeſſen

Digitized by Google

das Regiment führen mußte, zuſammen, um das gemeine Beſte zu bedenken, und dem drohenden Verderben zu ſteuern. Nach langem Geſchnatter und Gerede wurden endlich die Frauen einig, daß ſie ihre Männer abfordern und heimrufen wollten. Um dieſes in's Werk zu richten, ließen ſie einen Brief aufſetzen, und durch eigene Boten nach allen Orten und Enden abſchicken, wo ſie wußten, daß ihre Männer ſich aufhielten. Der Brief lautete folgender Maßen:

„Wir, die ganze weibliche Gemeinde zu Schilda, entbieten Euch, unſern getreuen, herzliebſten Ehemännern ſammt und ſonders unſern Gruß, und fügen Euch zu wiſſen: Da, Gott ſei Dank, unſer ganzer Stamm mit Weisheit und Verſtand ſo hoch begabt und vor andern geſegnet iſt, daß auch ferne gelegene Fürſten und Herren ſolche zu hören und zu allen Geſchäften zu gebrauchen eine beſondere Luſt haben, auch deßwegen Euch alle zu ſich von Haus und Hofe, von Weib und Kindern abfordern, und ſo lange Zeit bei ſich behalten, daß zu beſorgen iſt, ſie möchten Euch irgend mit Gaben und Verheißungen ganz und gar anfeſſeln und verſtricken: ſo ſind wir darum in großen Sorgen. Unſeren Sachen iſt dabei weder gerathen, noch geholfen: das Feld verdirbt, das Vieh verwildert, das Geſinde wird ungehorſam, und die Kinder gerathen in Muthwillen; anderen vielen Unweſens zu geſchweigen. In Betracht dieſer Urſachen können wir nicht unterlaſſen, Euch hiermit an Amt und Beruf zu erinnern und zur Heimkehr aufzufordern. Bedenket, wie ſo lange Zeit wir von Euch verlaſſen geweſen; denket an die Kinder, Euer Fleiſch und Blut, welche nun allbereits zu fragen anfangen, wo doch ihre Väter ſeien.

Digitized by Google

Und vermeint Ihr der Fürſten und Herren Gunſt gegen Euch werden allezeit beſtändig ſein? O wie viel löblicher und nützlicher wäre es, wenn Ihr daheim und zu Hauſe, Eure eigenen Händel auswartend, in guter Freiheit und Ruhe leben wollet. Wer Euer bedarf, der wird Euch dann doch ſuchen und finden. Solches alles, liebe Männer, werdet Ihr viel beſſer erwägen, als wir ſchreiben können. Deßwegen hoffen wir, daß Ihr Euch unverzüglich aufmachen und umkehren werdet, wenn Ihr nicht bald fremde Vögel in Eurem eigenen Neſte ſehen wollt, und hören, daß ſie zu Euch ſprechen: Vor der Thür iſt draußen! darum ſeid vor Schaden gewarnt.

Beſchloſſen und gegeben zu Schilda, mit Eurem eigenen Siegel, das Eurer wartet."

Sobald den Männern dieſes Schreiben eingehändigt worden, und ſie den Inhalt eingeſehen, wurde ihr Herz gerührt, und ſie fanden es höchſt nothwendig, ſogleich heimzukehren. Sie nahmen daher von ihren Herren gnädigen Urlaub und kamen nach Hauſe. Hier trafen ſie eine ſolche Verwirrung in allen Sachen, daß ſie, ſo weiſe ſie waren, ſich nicht genug verwundern konnten, wie in der kurzen Zeit ihrer Abweſenheit ſo Vieles ſich hatte verkehren können. Aber freilich Rom, das in ſo vielen Jahren mit Mühe gebaut worden iſt, kann an einem Tage gebrochen und zerſtört werden! Die Weiber der Schildbürger wurden über die Zurückkunft ihrer Männer verſchiedentlich gelaunt. Die Einen nahmen ihre Männer ganz freundlich und liebevoll auf, wie eine ehrliche Frau gemäß der weiblichen Tugenden thun ſoll; Andere aber fuhren die ihrigen mit rauhen und zweigeſpitzten Worten an, und hießen ſie in alles

Böſen Namen willkommen; wie dies denn auch in unſern Tagen viele Weiber, gegen die Natur, im Brauche haben.

Im übrigen waren ſie allzumal fröhlich, und begingen ein Freudenfeſt; dann aber baten ſie ihre Männer, das Verſäumte hereinzubringen, und fernerhin des Hausweſens und Gewerbes beſſer wahrzunehmen, welches ihnen auch bei Treu und Ehre zugeſagt ward.

3. Die Schildbürger gehen aus wohlweiſen Gründen zur Narrheit über.

Auf dieſes traten die Schildbürger zuſammen, einen Rath zu faſſen, was zu thun wäre, daß ſie von ausländiſchen Herren nicht mehr, wie bisher geplagt und abgefordert würden. Weil es aber ſpät am Tage und der Handel wichtig war, ſo ließen ſie es für heute bei einer guten Mahlzeit bewenden, bei der ſie ſich nach Nothdurft und als vernünftige Leute genugſam ergötzten.

Am folgenden Tage verfügten ſich meine Herren, Rath zu halten, unter die Linde. Denn dort pflegten ſie ſich von Alters her zu verſammeln, ſo lang es Sommer war. Winters über war das Rathhaus der beſtändige Verſammlungsſaal. Als ſie nun zuvörderſt den großen Schaden, der ihrem Hausweſen erwachſen war, erwogen, und mit dem Nutzen verglichen, der ihnen aus dem Dienſte bei den fremden Herren erwuchs, ſo fanden ſie, daß der Nutzen den Schaden bei weitem nicht erſetzen konnte. Es wurde daher eine Umfrage gethan, wie doch den Sachen zu helfen wäre. Da hätte Einer ſollen die weiſen und hochverſtändigen Rathſchläge hören, die ſo gar vernünftig hervorgebracht wurden! Einige meinten, man

ſollte ſich der auswärtigen Herren gar nicht mehr an-nehmen; Andere, man ſollte ſie nicht ganz abthun, ſondern nur ihnen ſo kalte Rathſchläge geben, daß ſie von ſelbſt abſtünden, und die Schildbürger unbekümmert ließen. Zuletzt trat ein alter Schildbürger auf, und brachte ſein Bedenken vor, dieſes Inhalts: Da doch ihrer Aller hohe Weisheit und großer Verſtand die einzige Urſache ſei, warum ſie vom Hauſe abgefordert und da und dorthin beſchickt würden, ſo dünket ihm das Beſte zu ſein, wenn ſie ſich durch Thorheit und Aberwitz vor künftiger Zudringlichkeit beſchirmten. Wie man ſie früher ihrer Klugheit wegen in fremde Lande berufen hätte, ſo würde man ſie jetzt ihrer Dummheit halber zu Hauſe laſſen. Deßwegen ſei er der Meinung, daß ſie alle einhellig, Niemand ausgeſchloſſen, Weiber und Kinder, Junge und Alte, die abenteulichſten und ſeltſamſten Sachen anfangen ſollten, die nur zu erſinnen wären, ja was Jedem Närriſches in den Sinn käme, das ſollte er thun. Dazu brauche man aber gerade die Weiſeſten und Geſchickteſten; denn es ſei keine geringe Kunſt, Narrenamt recht zu verweſen. Wenn nemlich einer die rechten Griffe nicht wiſſe, und es ihm ſo mißlinge, daß er gar zum Thoren werde, der bleibe ſein Lebelang ein Narr; wie der Kukuk ſeinen Geſang, die Glocke ihren Klang, der Krebs ſeinen Gang behält.

Dieſes Bedenken wurde von allen Schildbürgern mit dem höchſten Ernſt erwogen, und weil der Handel gar ſchwer und wichtig war, manche Umfrage darüber gethan. Am Ende beſchloſſen ſie, daß eben jene Meinung in allen Punkten aufs Genauſte aufzuſetzen und dann ins Werk zu richten ſei. Hiermit ging die Gemeinde aus einander mit der Abrede, daß jeder ſich beſinnen ſollte, bei welchem Zipfel die

neue Narrenkappe anzufaſſen wäre. Freilich hatte gar mancher ein heimliches Bedauern darüber; jedoch um des gemeinen Nutzens willen, für den Jeder ja ſelbſt ſein Leben mit Luſt aufopfern ſoll, waren ſie allzumal willig, ſich ihrer Weisheit zu begeben; und damit hat in unſerer Geſchichte die Weisheit der Schildbürger ein Ende.

4. Die Schildbürger wollen ein Rathhaus bauen und gehen zu einem Holzklotz in die Lehre.

Da ſie nun forthin ein anderes Regiment, anderes Weſen und Leben anzunehmen und zu beſtellen entſchloſſen waren, ſo ſollte zu einem recht glückhaften Anfange zuerſt ein neues Rathhaus auf gemeinſchaftliche Koſten erbaut werden, ein ſolches, das auch Raum für ihre Narrheit hätte, und dieſelbe wohl ertragen und leiden könnte. Damit aber nicht ſo leicht verrathen werde, daß ihre Thorheit nur eine angelegte ſei: ſo beſchloſſen ſie fein ganz gemächlich zu Werke zu gehen. Doch ſchien ihnen ein ſolcher Bau immerhin das tauglichſte zu ſeyn; und ſo dachten die Schildbürger an nichts, als an ein geduldiges Rathhaus.

Und wie nun Alles wohl beredet und beſchlafen war, ſo vereinigten ſie ſich, gemeinſchaftlich das Werk anzugreifen, jeder dem andern zu helfen, und nicht eher aufzuhören, als bis der ganze Bau aufgeführt und vollendet wäre. Offenbar waren die Schildbürger, deren Weisheit nur allmälich, wie ein Licht ausgehen ſollte, noch viel zu weitſichtig, da ſie wußten, daß man zuvor Bauholz und andere Sachen mehr haben müſſe, ehe man mit Bauen anfangen könne. Denn rechte Narren würden wol ohne Holz,

Stein und Kalk zu bauen ſich unterſtanden haben. Deßwegen zogen ſie ſammt und ſonders einmüthig mit einander ins Holz, das jenſeits des Berges in einem Thale gelegen war, und fingen an, nach dem Rathe ihres Baumeiſters, das Bauholz zu fällen. Als es von den Aeſten geſäubert und ordentlich zugerichtet war, da wünſchten ſie nichts anders zu haben, als eine Armbruſt, auf der ſie es heimſchießen könnten; durch ſolches Mittel, meinten ſie, würden ſie unſäglicher Mühe und Arbeit überhoben ſein. So aber mußten ſie die Arbeit ſelbſt verrichten, und ſchleppten die Bauhölzer nicht ohne viel Schnaufen und Athemholen den Berg hinauf und jenſeits wieder mit vieler Mühe hinab; alle bis auf Eines, daß nach ihrer Abſicht das lezte war. Dieſes feſſelten ſie gleich den andern auch an, brachten es mit Heben, Schieben und Stoßen vor und hinter ſich, rechts und links den Berg hinauf, und auf der andern Seite zur Hälfte hinab. Sei es nun aber, daß ſie es überſehen hatten, oder daß Stricke und Seile zu ſchwach waren: kurz das Holz entging ihnen, und fing an, von ſelbſt fein allgemach den Berg hinab zu rollen, bis es zu den andern Hölzern kam, wo es wie ein anderer Stock ſtille liegen blieb. Solchem Verſtande dieſes groben Holzes ſahen die Schildbürger bis zu Ende zu, und verwunderten ſich höchlich darüber. Sind wir doch Alle, ſprach endlich einer unter ihnen, rechte Narren, daß wir uns ſolche Mühe gegeben, bis wir die Bäume den Berg hinabgebracht; und erſt dieſer Klotz mußte uns lehren, daß ſie von ſelbſt beſſer hätten hinuntergehen können! Nun dem iſt Rath zu ſchaffen, ſagte ein Anderer, wer ſie hinabgethan hat, der ſoll ſie auch wieder hinaufthun! darum wer mit mir d'ran iſt, ſpute ſich: Wenn wir erſt die Hölzer

wieder hinaufgeſchoben, ſo können wir ſie alle mit einander wieder herunter rollen laſſen, dann haben wir mit Zuſehen unſere Luſt und werden für unſere Mühe ergötzt!

Dieſer Rath gefiel allen Schildbürgern über die Maßen wohl; ſie ſchämten ſich Einer vor dem Andern, daß jeder nicht ſelbſt ſo witzig geweſen, und wenn ſie zuvor, als ſie das Holz den Berg hinabgebracht, unſägliche Mühe gehabt hatten, ſo hatten ſie gewiß jetzt dreifache Arbeit, bis ſie dasſelbe wieder hinaufbrachten. Nur das eine Holz, das von ſelbſt die Hälfte des Berges hinabgerollt war, zogen ſie nicht wieder hinauf, um ſeiner Klugheit willen. Nachdem ſie ſich ſo überſchafft hatten, und alle Hölzer wieder oben waren, ließen ſie dieſelben allmälich, eins nach dem andern den Berg hinabtaumeln, ſtanden droben, und ließen ſich den Anblick wohl gefallen. Ja, ſie waren ganz ſtolz auf die erſte Probe ihrer Narrheit, zogen fröhlich heim, und ſaßen im Wirthshaus, wo ſie kein kleines Loch in den Beutel der Stadt hinein zehrten.

5. Das Rathhaus der Schildbürger leidet an einem gewaltigen Fehler.

Das Bauholz war gefügt und gezimmert, Stein, Sand, Kalk herbeigeſchafft, und ſo fingen die Schildbürger einmüthig ihren Bau mit ſolchem Eifer an, daß, wer nur immer zuſah, geſtehen mußte, es ſei ihr bitterer Ernſt geweſen. In wenig Tagen hatten ſie die drei Hauptmauern von Grund aus aufgeführt; denn, weil ſie etwas beſonders haben wollten, ſo ſollte das Haus dreieckigt werden. Auch aller Einbau ward wohl vollendet, doch ließen ſie nebenzu an einer Seite ein großes Thor in der Mauer offen, um, wie ſie

Digitized by Google

dachten, das Heu, das der Gemeinde zuſtändig war, und deſſen Erlös ſie mit einander vertrinken durften, hineinzubringen. Dies Thor kam denn auch — woran ſie nicht gedacht — ihrem Herrn Stadtrichter wohl zu Statten, ſonſt hätte dieſer ſammt Gerichts- und Rathsherren, wenn ſie in den Rath gehen wollten, über das Dach hinein ſteigen müſſen, was zwar ihrer Narrheit ganz angemeſſen, doch allzu unbequem und dazu halsbrechend geweſen wäre.

Hierauf machten ſie ſich an das Dach. Dieſes wurde nach den drei Ecken des Baues dreifach abgetheilt, der Dachſtuhl auf die Mauern geſetzt, und ſo das ganze Werk, nach ihrer Meinung, bis auf den Giebel untadelig hinausgeführt. Das Dach zu decken, verſchoben ſie auf den folgenden Tag und eilten dem Hauſe zu, wo der Wirth den Reif ausgeſteckt. Am andern Morgen wurde mit der Glocke das Zeichen gegeben, vor welchem bei Strafe Niemand arbeiten durfte. Da ſtrömten alle Schildbürger zuſammen, ſtiegen auf den Dachſtuhl und fingen an, ihr Rathhaus zu decken. So ſtanden ſie alle hinter einander, die einen zu oberſt auf dem Dache, die andern unten, wo ſie an den Latten beſſerten; etliche noch auf der Leiter, wieder andere auf der Erde zunächſt der Leiter, und ſo fort bis zu dem Ziegelhaufen, der einen guten Steinwurf vom Rathhauſe entfernt war. Auf dieſe Weiſe ging jeder Ziegel durch aller Schildbürger Hände, vom erſten, der ihn aufhob, bis auf den letzten, der ihn auf ſeine Statt legte, daß ein Dach daraus würde. Wie man aber willige Roſſe nicht übertreiben ſoll, ſo hatten ſie die Anordnung gemacht, daß zu einer gewiſſen Stunde die Glocke geläutet würde, zum Zeichen des Ausruhens. So wie nun derjenige, der zunächſt am Ziegelhaufen war,

den erſten Streich der Glocke hörte, ließ er den Ziegel, den er eben aufgehoben hatte, fallen, und lief dem Wirthshauſe zu. So geſchah es, daß diejenigen, die zuletzt ans Werk gekommen waren, die erſten im Wirthshauſe, und die oberſten hinter dem Tiſche wurden. Dasſelbe thaten die Zimmerleute. So wie ihrer Einer den erſten Glockenſtreich gehört, ließ er die Axt, die er ſchon zum Streiche aufgehoben, fallen, und lief dem Trunke zu; welches Alles zur Narrheit der Schildbürger vortrefflich paßte.

Endlich nach vollendetem Werke wollten ſie in ihr Rathhaus gehen, um dasſelbe zu aller Narren Ehre einzuweihen, und in aller Narren Namen zu verſuchen, wie es ſich darin rathen laſſe. Kaum aber waren ſie in Ehrbarkeit hineingetreten, — ſiehe da war es ganz finſter, ſo finſter, daß einer den andern kaum hören, geſchweige denn ſehen konnte. Darüber erſchraken ſie nicht wenig, und konnten ſich nicht genugſam verwundern, was doch die Urſache ſeyn möchte; ob vielleicht irgendwo ein Fehler beim Bauen gemacht worden, wodurch das Licht aufgehalten würde. So gingen ſie denn zu ihrem Heuthor wieder hinaus, um zu ſehen, wo ſich der Mangel befinde. Da ſtanden alle drei Mauern gar vollkommen da, das Dach ſaß ordentlich darauf, auch an Licht mangelte es draußen nicht. Sobald ſie aber wieder hineinkamen, zu forſchen, ob der Fehler drinnen liege, da war es wieder finſter wie zuvor.

Die wahre Urſache aber war, daß ſie die Fenſter an ihrem Rathhauſe vergeſſen hatten; ſie konnten ſie nicht finden, noch errathen, ſo ſehr ſie ſich auch ihre närriſchen Köpfe darob zerbrachen.

Digitized by Google

6. Wie die Schildbürger Tageshelle in ihr neues Rathhaus bringen.

Als der feſtgeſetzte Rathstag gekommen, ſtellten ſich die Schildbürger zahlreich ein; denn es hatte Allen gegolten, und nahmen ihre Plätze ein. Einer von ihnen hatte einen brennenden Lichtſpan mitgebracht, und ihn, nachdem ſie ſich niedergeſetzt, auf ſeinen Hut geſteckt, damit ſie in dem finſtern Rathhauſe einander ſehen könnten, auch der Stadtrichter bei der Umfrage einem Jeden ſeinen Titel und Namen zu geben im Stande wäre. Hier ließen ſich nun über den vorgefallenen Handel gar widerſprechende Meinungen vernehmen. Die Wahrheit ſchien ſich dahin zu neigen, daß man den ganzen Bau wieder bis auf den Boden abbrechen, und aufs Neue aufführen ſollte: da trat Einer hervor, der, wie er früher unter allen der Allerweiſeſte geweſen, ſo jetzt ſich als den Allerthörichtſten zeigen wollte, und ſprach: Er habe, ſo lange ſeine Weisheit gewährt, manchmal vernommen, daß man durch Beiſpiel vieles klarer machen könne. Solchem nach begann er alſo: „Ehrenveſte Mitbürger! Wer weiß, ob das Licht oder der Tag ſich nicht in einem Sack tragen läßt, gleichwie das Waſſer in einem Eimer getragen wird? Unſer keiner hat es jemals verſucht; darum, wenn es Euch gefällt, ſo wollen wir dran gehen, geräth's, ſo haben wirs um ſo beſſer, und werden als Erfinder dieſer Kunſt großes Lob damit erjagen! Geht es aber nicht, ſo iſt es doch zu unſerm Vorhaben, der Narrheit halber, ganz willkommen und bequem!“

Dieſer Rath gefiel allen Schildbürgern dermaßen, daß ſie beſchloſſen, demſelben in aller Eile nachzuleben. Deßwegen kamen ſie Nachmittag, wo die

Sonne am beſten ſcheint, bei ihrem Eide gemahnt, Alle vor das neue Rathhaus, ein jeder mit ſeinem Geſchirr, in das er den Tag zu faſſen gedachte, um ihn hineinzutragen. Einige brachten auch Schaufeln, Kärſte, Gabeln mit, aus Fürſorge, daß ja nichts verabſäumt werde.

So bald nun die Glocke Eins geſchlagen, da konnte man Wunder ſehen, wie ſie zu arbeiten anfingen. Viele hatten lange Säcke, darein ließen ſie die Sonne ſcheinen bis auf den Boden; dann knöpften die den Sack eilends zu und rannten damit ins Rathhaus, den Tag auszuſchütten. Andere thaten dasſelbe mit verdeckten Gefäßen, als Hafen, Keſſeln, Zubern und was dergleichen iſt. Einer lud den Tag mit einer Strohgabel in einen Korb, der andere mit einer Schaufel; etliche gruben ihn aus der Erde hervor. Eines Schildbürgers ſoll beſonders gedacht werden, welcher den Tag in einer Mäuſefalle zu fangen gedachte, und ihn ſo, mit Liſt bezwungen, nach Hauſe tragen wollte. Jeder verhielt ſich, wie es ſein Narrenkopf ihm eingab. Und ſolches trieben ſie den langen lieben Tag, ſo lang als die Sonne ſchien, mit ſolchem Eifer, daß ſie vor Hitze faſt erlechzten, und unter der Müdigkeit faſt erlagen. Sie richteten aber ſo wenig damit aus, als vor Zeiten die Rieſen, da ſie Berge auf einander thürmten, um den Himmel zu erſtürmen. Darum ſprachen ſie zuletzt: Nun, es wäre doch eine feine Kunſt geweſen, wenn es gerathen wäre, und darauf zogen ſie ab, und hatten doch ſo viel gewonnen, daß ſie auf gemeine Koſten zu Weine gehen, und ſich ſo wieder erquicken und erlaben durften.

Digitized by Google

7. Wie die Schildbürger von einem Geſellen geprellt und hierauf mit einem klugen Einfall geſegnet werden.

Die Schildbürger waren mitten in ihrer Arbeit, als von ungefähr ein fremder Wandersmann durch die Stadt und an ihnen vorbei reiſ'te, dieſer ſtand lange ſtille, ſah ihnen mit offenem Maule zu, und vergaß es wieder zuzumachen; ja, bald wäre er auch zu einem Schildbürger geworden, ſo ſehr zerbrach er ſich den Kopf darüber, was denn das bedeuten ſollte. Abends in der Herberge, wo er des Wunders willen ſich niedergelaſſen, um das Abenteuer zu erfahren, fragte er nach der Urſache, warum er ſie denn ſo eifrig in der Sonne habe arbeiten ſehen, ohne begreifen zu können, was ſie thäten? Die umſtehenden Schildbürger antworteten ihm ohne Bedenken, daß ſie verſucht hätten, ob ſie das Tageslicht in ihr neugebautes Rathhaus tragen könnten.

Der fremde Geſelle war ein rechter Vogel, genetzt und geſchoren, wie es ſein ſollte, nur daß er weder Federn noch Wolle hatte. Er war nicht geſinnt, den Raub, der ſich ihm hier anbot, aus den Händen zu laſſen: deßwegen fragte er ſie ernſthaft, ob ſie mit ihrer Arbeit etwas ausgerichtet hätten? Da ſie mit Kopfſchütteln antworteten, ſo ſagte der Geſelle: das macht, daß Ihr die Sache nicht ſo angegriffen habt, wie ich Euch wol möchte gerathen haben. Dieſer Tagesſchimmer von Hoffnung machte die Schildbürger ſehr froh, und ſie verhießen ihm von Seite des ganzen Fleckens eine namhafte Belohnung, wenn er ihnen ſeinen Rath mittheilen wollte. Dem Wirth befahlen ſie, ihm tapfer aufzutragen und vorzuſetzen, ſo daß der gute Geſelle dieſe Nacht ihr

Gaſt war, und redlich ohne Geld zechte; wie das billig war, da er forthin ihr Baumeiſter ſein ſollte.

Am folgenden Tag, als die liebe Sonne den Schildbürgern ihren Schein wieder gönnte, führten ſie den fremden Künſtler zum Rathhaus, und beſahen es mit allem Fleiße von oben und unten, vorn und hinten, innen und außen. Da heißt ſie der Geſelle, der indeſſen mit der Schalkheit Rath gepflogen, das Dach beſteigen, und die Dachziegel hinwegnehmen, welches auch alſogleich geſchah. „Nun habt Ihr, ſprach er, den Tag in Eurem Rathhauſe; Ihr mögt ihn darein laſſen, ſo lang es Euch gefällig iſt. Wenn er Euch beſchwerlich wird, ſo könnet Ihr ihn wohl wieder hinausjagen.“ Aber die Schildbürger verſtanden nicht, daß er damit meinte, ſie ſollten das Dach nicht wieder darauf decken, ſonſt würde es wieder ſo finſter werden, wie zuvor, ſondern ſie ließen die Sache gut ſein, ſaßen in dem Hauſe zuſammen, und hielten den ganzen Sommer über Rath. Der Geſelle nahm die Verehrung, zählte das Geld nicht lange, ſondern zog hinweg, und ſchaute oft hinter ſich, ob ihm Niemand nacheile, den Raub wieder von ihm zu nehmen. Er kam auch nie wieder, und noch heutiges Tages weiß Niemand, woher er geweſen und wohin er gekommen, nur dies ſagten die Schildbürger von ihm aus, daß ſie ihn am Rücken das letztemal geſehen hatten.

Nun hatten ſie mit ihrem Rathhauſe ſolches Glück, daß es den ganzen Sommer über, ſo oft ſie zu Rathe ſaßen, nie regnete. Inzwiſchen aber begann der liebliche Sommer ſein luſtiges Antlitz zu verbergen, und der leidige Winter ſteckte ſeinen rauhen Schnabel hervor. Da merkten die Schildbürger bald, daß, wie Einer unter einem großen Wetterhut

(wie die ſind, welche junge Lappen gewöhnlich aus fremden Landen mitbringen) ſich vor dem Regen ſicher ſtellt, ſo auch ſie ſich mit dem Dache, wie einem Hute gegen Schnee und Ungewitter ſchirmen müßten. Sie hatten daher nichts Eiligeres zu thun, als das Dach mit gemeinſchaftlicher Handreichung wieder zu decken. Aber, ſiehe da, wie das Dach wieder eingedeckt war, und ſie ins Rathhaus gehen wollten, da war es leider wieder eben ſo dunkel darin, als es zuvor gewesen war, ehe ſie von der Erſparungskunſt des Wanderers die Erfindung gelernt hatten, Tag in dem Hauſe zu machen, ohne ihn hinein zu tragen. Und jetzt erſt merkten ſie, daß er ſie häßlich hinter das Licht geführt hatte. Sie mußten aber zu der geſchehenen Sache das Beſte reden, ſetzten ſich wieder mit ihren Lichtſpänen auf den Hüten zuſammen und hielten geſchwind Rath darüber, der ſich weit in den Tag hinein zog. Endlich kam die Umfrage auch an einen, der ſich nicht den Ungeſchickteſten dünkte. Dieſer ſtand auf und ſagte: Er rathe eben das, was die Uebrigen rathen werden. Nach dieſem weiſen Rathe trat er aus dem Rathe, um ſich zu räuſpern, wie denn die Bauern oft einen ſo böſen Huſten haben, daß Niemand um ſie bleiben kann. Wie er nun in der Finſterniß (denn ſein Lichtſpan war ihm erloſchen) an der Wand hin und her krabbelte, wird er von ungefähr eines kleinen Riſſes in der Mauer gewahr. Auf einmal erinnert er ſich mit großem Seufzen ſeiner erſten Weisheit, deren ſich Alle verziehen hatten; daher tritt er wieder hinein und ſpricht: „Erlaubet mir ein Wort zu reden, liebe Nachbarn!“ Als ihm dies vergönnt wurde, ſprach er weiter: „Nun, ich frage Euch alle darum, ſind wir nicht Alle doppelt geborene Narren? Wir haben

ſo ängſtliche und üble Zeit mit unſerm Rathhaus, wenden Unköſten an und gerathen noch dazu in große Verachtung. Und dennoch iſt keiner von uns ſo geſchickt geweſen, daß er geſehen hätte, daß wir in das Haus keine Fenſter gemacht haben, durch die das Licht herein fallen könnte. Das iſt doch gar zu grob, zumal im Anfange unſerer Thorheit; da ſollten wir nicht ſo auf einmal und mit Einem Satz hineinplumpen, ſo daß es auch ein rechter geborener Narr merken könnte.“ Ueber dieſer Rede erſchraken und verſtummten die Andern Alle. Sie ſahen einander an, und ſchämten ſich Einer vor dem Andern wegen der gar zu plumpen Narrheit. Ohne die Umfrage abzuwarten, fingen ſie darauf mit einander an, aller Orten die Mauern des Rathhauſes durchzubrechen, und da war kein Schildbürger unter Allen, der nicht ſein eigenes Fenſter hätte haben wollen. Alſo wurde das Rathhaus vollführt, bis auf den Einbau, von welchem ſogleich Meldung gethan werden ſoll.

8. Die Schildbürger erfinden eine neue Art von Heizung.

Nachdem ihrem Rathhauſe ſein großes Laſter abgewöhnt, und es endlich ſehend geworden war, fingen die Schildbürger an, auch das Eingeweide des Hauſes zurecht zu machen und die Gemächer zu verſchlagen.

Unter andern machten ſie drei abgeſonderte Stuben, eine Witz-Stube, eine Schwitz-Stube und eine Bade-Stube, dieſe mußten vor allen Dingen fertig gemacht werden, damit die Schildbürger, wenn ſie über wichtige Sachen rathſchlagen ſollten, nicht behindert würden. Nun meinten ſie, ſei das ganze

dreieckigte Haus auf's vortrefflichſte fertig gemacht und weihten es zu aller Narren Ehre feierlich ein.

Inzwiſchen war der Winter ganz hereingebrochen und es war kalt geworden. Nun ſollten ſie an einem Rathstage Gericht halten, und der Kuhhirt hatte mit ſeinem Horn den Rathsherren die Looſung gegeben. Da brachte denn jeder, damit das gemeine Weſen nicht beſchwert würde, ſein eigenes Scheitholz mit, um die Stube zu wärmen. Aber als ſie ſich nach der Heizung umſahen, ſiehe, da fand ſich's, daß ſie den Ofen vergeſſen hatten, ja nicht einmal Raum gelaſſen, wo man einen hinſetzen könnte. Darüber erſchraken ſie abermals heftig bei ſich ſelbſt und ſchalten ſich über ihre Thorheit. Als ſie nun anfingen, den Handel zu erwägen, da fielen gar mancherlei Meinungen. Einige waren der Anſicht, man ſolllte ihn hinter die Thüre ſetzen. Da es aber herkömmlich war, daß der Stadtrichter den Winter über hinter dem Ofen ſeinen Sitz haben mußte, ſo ſchien es ſchmählich zu ſeyn, wenn er hinter der Thür ſäße. Zuletzt rieth endlich Einer, man ſollte den Ofen vor's Fenſter ſetzen, und ihn nur zur Stube hereingucken laſſen. Dem Stadtrichter ſollte man den nächſten Ort dabei einräumen. Dieſem Rathe ward von allen Bänken her einhelliger Beifall zugerufen. Doch ſagte ein Alter unter ihnen, welcher ſchon länger Narr war, als die Andern: Aber liebe Freunde, die Hitze, die ſonſt in die Stube gehört, wird zum Ofen hinausgehen! Was hilft uns dann der Ofen? — Dafür weiß ich ein Mittel, rief ein Dritter: Ich habe ein altes Haſengarn, das will ich der Gemeinde zum Beſten geben. Wir wollen es vor die Ofenthüre hängen, daß es die Hitze im Ofen beſchließe!

Digitized by Google

Dann haben wir nichts Arges zu beſorgen, nicht wahr liebe Nachbarn? Dann wollen wir tüchtig ſieden und braten, und die Aepfel in der Kachel umkehren! Dieſer Schildbürger wurde wegen ſeines ſo weiſen Rathes hoch geprieſen, und ihm mit allen ſeinen Nachkommen der allernächſte Sitz hinter dem Ofen zunächſt bei der Aepfelkachel vergönnt.

9. Wie es den Schildbürgern beim Salzſäen ergangen.

So ſchloß der Handel; der Ofen wurde gemacht, und bei einer zweiten Rathswahl das Rathhaus aufs Neue mit Narren beſetzt. Die neuen Rathsherren beriethen ſich vornehmlich darüber, wie man einen Vorrath hinterlegen könnte, deſſen man ſich bedienen dürfte, wenn einmal eine Theuerung einfiele. Beſonders aber hörten ſie vom Salze, deſſen Kauf ihnen, wegen der obwaltenden Kriege, abgeſchnitten war, und an dem ſie eben darum großen Mangel litten; man rieth ihnen, ſie ſollten es doch ſo weit bringen, daß ſie eigenes Salz hätten, das ſie in der Küche ſo wenig entbehren könnten, als den Dünger auf dem Acker. Da faßten ſie nach langer Rathſchlagung den Beſchluß: Weil es doch offenbar ſei, daß der Zucker, der doch dem Salze ganz ähnlich ſähe, erwachſe, ſo müſſe wol daraus folgen, daß das Salz ſo gut Körnlein habe, als der Waizen, und man eben ſo gut ſage: ein Salzkorn als ein Weizenkorn. Darum beſchließe ein wohlweiſer Rath, daß man ein großes, der Gemeinde zuſtehendes Stück Feld umbrechen ſolle, und darauf in Gottes Namen Salz ſäen. Es ſei kein Zweifel, daß ſie dann ihr eigen Salz bekommen würden, und nicht Andern zu Füßen fallen dürften, um Salz zu erhalten.

Digitized by Google

Der Acker ward gepflügt und nach dem Beſchluße Ihrer Wohlweiſen mit Salz beſäet. Sie ſelbſt und alle Schildbürger waren in beſter Hoffnung, und zweifelten nicht, Gott werde ſeinen Segen im Ueberfluß zu der Arbeit geben, weil ſie ja in ſeinem Namen geſäet hätten; auch wäre ein ſolcher Gewinn als ein Erdwucher, nicht ſchädlich, ſondern von Jedermann gebilligt. In dieſem Vertrauen ſtellten ſie auch mehrere Hüter auf, die, mit einem langen Vogelrohr in der Hand, die Vögel ſchießen ſollten, wenn ſie etwa das aufgeſäete Salz wie andern Samen auffreſſen oder auflecken wollten.

Es währte nicht lange, ſo fing der Acker an, aufs Allerſchönſte zu grünen und die frechſten Kräuter heraufzuſchicken. Die Schildbürger hatten eine unſägliche Freude darüber, und meinten, diesmal wäre ihnen die Sache wohl gerathen. Sie gingen alle Tage hinaus zu ſehen, wie das Salz wüchſe; ja ſie beredeten ſich ſelbſt, ſie hörten das Salz wachſen, wie Jener das Gras. Und je mehr es wuchs, deſto mehr wuchs in ihnen die Hoffnung, und da war Keiner unter ihnen, der nicht im Geiſte ſchon ein ganzes Prieschen Salz gegeſſen hätte. Deßwegen befahlen ſie den Hütern, wenn etwa eine Kuh, ein Pferd, ein Schaf oder eine Gais auf den Salzacker ſich verirrte, ſo ſollten ſie dieſe Thiere auf alle Weiſe und ohne Schonung fortjagen. Deſſen ungeachtet kam das unvernünftige Vieh auf den wohlbebauten und beſäeten Salzacker, nnd fraß nicht nur die herrliche Ausſaat von Salz, ſondern auch das, was noch hätte wachſen ſollen. Der Hüter, der dieſes ſah, wußte wohl, was ihm auferlegt ſei. Aber er verlor den Kopf, denn er war ein Schildbürger, und anſtatt das Vieh hinauszutreiben, lief er in die Stadt, und

meldete das Unheil dem Stadtrichter und Rath. Dieſer ſah auch bald ein, daß dem Hüter ſein Vogelrohr gegen die vierfüßigen Thiere nichts helfen konnte; ſie faßten daher, nachdem ſie ſich lange die Köpfe zerbrochen hatten, den weiſen Beſchluß: ihrer Viere des edlen Rathes, vor denen die Thiere ſich vielleicht mehr ſcheuen würden, ſollten den Hüter auf eine geflochtene Bahre ſetzen, ihm eine lange Ruthe in die Hand geben, und ihn auf dem Salzacker herumtragen, bis er das loſe Vieh herausgetrieben hätte. Dies geſchah, der Hüter hielt ſeinen Umzug, als wäre er wer weiß welch ein Potentat, und die vier Rathsherren mußten mit ihren breiten Füßen ſo leiſe einhergehen, daß durch ſie dem koſtbaren Acker kein allzugroßer Schaden widerfuhr.

Wirklich blühte und zeitigte das Salzkraut nicht anders, als ob es Unkraut geweſen wäre, auf das eher ein fruchtbarer Regen fällt, ehe denn es verdirbt. Wie nun ein ehrlicher Schildbürger über den herrlich grünenden Acker ging, konnte er es nicht laſſen, ein weniges von dem edlen Salzkraut auszuraufen und es, beſcheiden koſtend, an den Mund zu führen. Nun iſt es wahr, es biſſen ihn die Brenneſſeln auf die Zunge, daß er hätte ſchreien mögen, aber eben das machte ihn ausnehmend fröhlich; er rann, als wäre er ein rechter Narr, vor Schmerz und Freuden auf und ab, und ſchrie mit heller Stimme: „Es iſt herrlich, trefflich, koſtbar iſt es!“ Darauf lief er recht eilig, damit ihm Niemand das Botenbrod abgewänne, nach dem Flecken Schilda, und ſtürmte mit der großen Glocke, damit alle Schildbürger zuſammen kämen und die gute Mähr vernähmen. Als ſie verſammelt waren, zeigte er ihnen vor Freude zitternd an: ſie ſollten fröhlich und guten

Muths ſeyn: das Kraut ſei ſchon ſo ſcharf, daß es ihn auf die Zunge gebiſſen habe; es ſei daraus abzunehmen, daß ein recht gutes Salz daraus werde.

Dadurch veranlaßte er die Schildbürger alle miteinander auf den Acker zu gehen, den Stadtrichter an der Spitze. Dieſer raufte ein Krautblatt heraus, reckte die Zunge, und koſtete es; und ihm thaten es Alle nach, und alle fanden es ſo, wie der Bote ihnen verkündet hatte. Sie waren ſehr froh und jeder dachte in ſeinem Sinn ſchon an einen mächtigen Salzherren. Und als die Zeit der Ernte gekommen war, da kamen ſie herbei mit Roß und Wagen, um mit Sicheln das Salz abzuſchneiden und heimzuführen. Etliche hatten gar Dreſchflegel gerüſtet, um es gleich an Ort und Stelle auszudreſchen; als ſie aber Hand anlegen und ihr gewachſenes Salz abſchneiden wollten, ſo war es ſo herb und hitzig, daß es ihnen allen die Hände verbrannte. Dieß hatten ſie auch, von der großen Kraft des Salzkrautes unterrichtet, wohl überlegt, jedoch es nicht gewagt, ſich mit Handſchuhen zu verſehen, weil der Sommer ſo gar heiß war, und ſie fürchteten, man möchte ihrer ſpotten. Nun meinten Einige, man ſollte es abmähen, wie das Gras, andere, weil es ſo gar hizzig wäre, ſo ſollte man es mit der Armbruſt niederſchießen, wie einen tollen Hund. Das letzte gefiel ihnen am allerbeſten. Weil ſie aber keinen Schützen unter ſich hatten, und befürchteten, wenn ſie nach einem fremden ſchickten, ſo möchte ihre Kunſt verrathen werden, ſo ließen ſie es bleiben. Kurz die Schildbürger mußten das edle Salzkraut auf dem Felde ſtehen laſſen, bis ſie einen beſſeren Rath fänden. Und hatten ſie zuvor wenig Salz gehabt, ſo hatten ſie jetzt noch weniger: denn was ſie nicht verbraucht hatten, das hatten ſie ausgeſäet.

Digitized by Google

Daher zerbrachen ſie ſich auch den Kopf darüber und ſannen nach, ob etwa der Acker nicht recht gebaut worden, und hielten viele Rathsſitzungen darüber, wie man es ein andermal beſſer machen könnte.

10. Der Großfürſt von Utopien kündigt den Schildbürgern einen Beſuch an.

Nun weiß Jedermann, daß vor Zeiten die Weisheit der Schildbürger weit und breit durch alle Lande gerühmt war, ſo daß Jedermann etwas davon zu ſagen wußte. Doch war dies ſchon gar lange her. Aber das Gerücht von ihrer Thorheit verbreitete ſich in kurzer Zeit noch viel weiter, ſo daß bald Niemand auf der ganzen Welt war, der nicht alles gewußt hätte, was ſich bei ihnen zugetragen. So geſchah es, daß dem Großfürſten des mächtigen Reiches Utopia, als er, wegen Reichsgeſchäften, in diejenige Gegend ſeines Landes kam, in welcher der Flecken Schilda lag, vieles von den abenteuerlichen Schildbürgern erzählt wurde. Darüber wunderte ſich der Großfürſt um ſo mehr, weil er ſich früher auch in wichtigen Sachen ihrer Weisheit bedient, und ſich Rathes bei ihnen erholt hatte. Weil er nun gerade in jener Gegend war, ſo verlangte ihm, einen perſönlichen Beſuch in Schilda zu machen, um mit eigenen Augen zu ſehen, wie es ſich mit der Thorheit ſeiner dortigen Unterthanen verhielte. Er fertigte daher einen Geſandten ab, um ihnen ſeine Ankunft zu verkündigen, damit ſie ihre Zurüſtungen treffen könnten. Dabei ließ er ihnen anzeigen, daß er ſie bei allen ihren hergebrachten Freiheiten ſchirmen, auch mit weitern begnadigen wolle, unter der Bedingung, daß ſie ihm auf die erſte Rede, die er an ſie richten werde, ſo antworten könnten, daß ſein

Gruß und ihre Antwort ſich **reime**. Die armen Schildbürger erſchraken außerordentlich über dieſe Botſchaft; obwol ſie nur Bauersleute waren, welche, wie man meint, das Recht haben, einfältig zu ſeyn, ſo fürchteten ſie doch, der Großfürſt, der mit ſeinen Augen doch viel weiter ſehe und mit ſeinen Händen länger reiche, möchte merken, daß ihre Narrheit nur eine angelegte ſei, und ſie möchten nicht nur ſeine Ungnade erfahren müſſen, ſondern vielleicht gar gezwungen werden, wieder witzig und verſtändig zu ſeyn. Denn es iſt freilich nicht ein Geringes, ſich ſelbſt zum Narren zu machen und ſeinen Verſtand muthwillig dem allgemeinen Nutzen zu entziehen. Man ſollte wenigſtens warten, bis man von ſelbſt ein Narr oder durch Andere zu einem Narren gezimmert wird. Dann kann man ſich mit gutem Gewiſſen einen Narren ſchelten laſſen von Jedermann, und wäre dieſer auch gleich ein zehnmal größerer Narr. Die Schildbürger nun ſuchten in ſolchem Schrecken bei ihrer alten, hinterlegten Weisheit Rath und Hilfe. Sie ordneten Alles, was in Stall und Küche nothwendig war, aufs Fleißigſte, um den Großfürſten ſo ſtattlich als möglich in ihrem Flecken zu empfangen. Unglücklicher Weiſe aber hatten ſie damals gerade keinen Stadtrichter, denn der im Anfang ihrer Thorheit Gewählte war aus Kummer über ſeine aufgegebene Kunſt und Weisheit zu einem rechten völligen Narren und daher zu ſeinem Amte unbrauchbar geworden. Nachdem ſie ſich nun lange über eine neue Wahl berathen, kamen ſie endlich dahin überein, weil ſie ja dem Großfürſten auf ſeine erſten Worte in Reimen antworten müßten, ſo ſei es wol am beſten, daß derjenige Stadtrichter werde, der den folgenden Tag den beſten Reim hervorbringen

könnte. Darüber wollten ſie die Nacht ſchlafen. Nun zerbrachen ſich die weiſen Herren die ganze Nacht den Kopf, denn da war keiner von Allen, der nicht gedacht hätte, Stadtrichter zu werden. Aber am unruhigſten ſchlief derjenige Schildbürger, der bisher einer andern Gemeinde vorgeſtanden, nemlich die Schweine gehütet hatte.

Er warf ſich ſo wild hin und her, daß ſeine Frau endlich erwachte, und ihn fragte, was ihm fehle. Der Schweinhirt aber wollte nicht aus dem Rathe ſchwatzen, und nur mit vieler Mühe konnte ihn ſein Weib bewegen, ihr zu ſagen, was ſich Wichtiges begeben habe. Als er ihr endlich anvertraut, womit die Schildbürger umgingen, da wäre des Schweinhirten Frau eben ſo gerne auch Frau Stadtrichterin geweſen. „Kümmere dich über dieſen Handel nicht, lieber Mann," ſagte ſie, „was willſt Du mir geben, wenn ich Dich einen Reim lehre, daß Du Stadtrichter werdeſt?" „„Wenn Du das kannſt,"" ſprach der Schweinhirt vergnügt, „„ſo will ich Dir einen ſchönen neuen Pelz kaufen."" Damit war die Frau zufrieden, beſann ſich eine kleine Weile und fing an, ihm folgenden Reim vorzuſprechen:

Ihr lieben Herren, ich tret' herein,
Mein feines Weib, die heißt Kathrein,
Iſt ſchöner, als mein ſchönſtes Schwein,
Und trinkt gern guten kühlen Wein.

Dieſen Reim ſprach die Schildbürgerin, die ſich nicht wenig auf ihre Dichtkunſt zu gute that, ihrem Hauswirth neun und neunzigmal vor, und er eben ſo oft ihr nach, bis er ihn ganz gekaut und verſchluckt zu haben meinte. Aber auch die andern Schildbürger hatten nicht geraſtet, vielmehr hatten Alle vom eifrigen Reimen größere Köpfe gekriegt, und da war

ihnen Keiner, der nicht die ganze Nacht über Stadtrichter geweſen wäre.

Als nun der angeſetzte Tag erſchien, an welchem ein weiſer Rath zuſammen trat, um zur Wahl eines Stadtrichters zu ſchreiten, da hätte man Wunder hören können, welch' zierliche, wohlgeſchloſſene Reime von ihnen vorgebracht wurden; freilich war es Schade, daß die edlen Rathsherren ſammt und ſonders, in langer Ausübung ihrer verſtellten Narrheit, zu einem ſo ſchwachen Gedächtniſſe gekommen waren, daß ihnen allemal das rechte Schlagwort des Reimes beim Herſagen ausging, ſo daß zum Beiſpiel der fünfte (denn der erſten Vier vortreffliche Reime ſind verloren gegangen) ſeinen Reim alſo vorbrachte:

Ich heiße Meiſter Hildebrand
Und lehne mein'n Spieß an die — Mau'r.

Worüber denn jedesmal die andern Alle lachten, jeder, bis das Reimen an ihn ſelber kam. Der Schweinhirt ſtand weit hinten, und wegen ſeines niedrigen Standes kam die Reihe unter den letzten an ihn. Er war in tauſend Aengſten; denn er fürchtete immer, es möchte ein Anderer ſeinen Reim vorbringen, und dadurch Stadtrichter werden. Und ſo oft ein Anderer nur ein einziges Wörtchen ſagte, das auch in ſeinem Reime vorkam, ſo erſchrak er, daß ihm das Herz hätte mögen entfallen. Da nun die Ordnung endlich auch an ihn kam, ſtand er auf, und ſprach mit kühner Stimme:

Ihr lieben Herr'n, ich tret' — hierher,
Mein feines Weib, das heißt Kathrein,
Iſt ſchöner als mein ſchönſtes — Ferkel,
Und trinkt gern guten, kühlen Moſt!

„Das iſt einmal ein Reim," riefen die Rathsherrn von Schilda einmüthig und verwundert, „das

Digitized by Google

lautet wie etwas! das möcht's heben und ausrichten!" Und bei der Umfrage fiel die Wahl einhellig auf den Schweinhirten; denn ſie waren feſt überzeugt, er würde dem Großfürſten wol reimweiſe antworten können, und ihm würdige Geſellſchaft leiſten. So war der Schweinhirt von Schilda über Nacht Stadtrichter geworden.

11. Was für Streiche der Schildaer Schweinhirt ausführt, da er Stadtrichter geworden.

Dieſe Ehre und Würde that dem Hüter der Schweine ſo wohl, daß er alsbald beſchloß, ſeinen Hirtenſchweiß und Staub abzuwaſchen und in die Nachbarſchaft ins Bad zu gehen; denn zu Schilda war kein Bad. Unterwegs begegnete ihm ein Anderer, der vor Jahren mit ihm die Schweine gehütet, und begrüßte ihn als alten Mithirten und Geſellen mit einem freundlichen „Du." Jener aber verbot ſich dieſes feierlich, und fügte hinzu: „Wiſſe, daß wir nicht mehr ſind, die wir zuvor waren; wir ſind jetzt unſer Herr, der Stadtrichter zu Schilda!" Da wünſchte ihm der Andere Glück zu ſeinem neuen Amte bei dem ungezogenen Volk der Schildbürger, und ließ ihn ziehen.

Alſo zog unſer Herr, der Stadtrichter, fort, und kam in das Bad. Hier ſtellte er ſich gar weiſe, ſaß in ſchweren tiefen Gedanken, zählte von Zeit zu Zeit ſeine Finger ab, ſo daß Alle, die ihn zuvor kannten, ſich über dieſe Veränderung verwunderten, und ihn für melancholiſch hielten. Indeſſen fragte er Einen, der neben ihm ſaß, ob dieß die Bank ſei, auf welcher die Herren zu ſitzen pflegen? Ja! ward ihm geantwortet. „Ei wie fein habe ich es getroffen,"

Digitized by Google

dachte da der Stadtrichter „iſt es doch, als habe mir's die Bank angerochen, daß ich Stadtrichter zu Schilda ſei!“ Wie er nun lange ſo ſitzt, und vor lauter Nachdenken tüchtig ſchwitzte, kommt der Bader, ſieht, daß ſein Kopf naß iſt, und meint, er habe ſchon gebadet. „Guter Freund,“ ſprach er „Ihr habt den Kopf gewaſchen, aber Ihr habt Euch noch nicht reiben und kratzen laſſen! iſt dies nicht geſchehen, ſo will ich Lauge herlangen, und Euch ausreiben!“ Der Stadtrichter, der in tiefſten Gedanken geſchwitzt, antwortete: „Lieber Bader! ich weiß wahrlich eigentlich nicht, ob ich gebadet habe, aber gerieben bin ich noch nicht! Unſer einer hat gar viel zu ſinnen und zu denken, ſonderlich ich, der ich trachten ſoll, wie ich dem Großfürſten reimweiſe antworte. Denn, verſtehet mich recht, ich bin der Stadtrichter zu Schilda.“ Ueber dieſer Rede des Schweinhirten, die doch ſein bitterer Ernſt war, fingen Alle, die im Bade waren, zu lachen an, ließen ihn jedoch bei ſeinen Ehren bleiben und noch eins darauf ſchwitzen.

Als er wieder nach Hauſe kam, vergaß unſere gnädige Frau, die Stadtrichterin, nicht, den verheißenen Pelz, den ſie wohl verdient hatte, recht oft zu fordern, und als der Stadtrichter wieder einmal wichtiger Geſchäfte halber in die Nachbar-Stadt gehen wollte, unterließ ſie nicht, ihn an den Pelz zu mahnen. Ehe noch der Stadtrichter die Stadt betrat, fragte er ſchon den Thorſchreiber nach dem Hauſe des Kürſchners; als dieſer ihm ſolches wies, fragte er ferner, ob es auch der ſei, bei welchem die Stadtrichtersfrauen ihre Pelze kaufen. Da merkte der Thorſchreiber erſt, daß der Mann verrückt ſein müſſe; deßwegen wies er ihn nun zu einem Töpfer, einem luſtigen Geſellen, bei dieſem ſollte er nach Stadtrichter-

Digitized by Google

Pelzen fragen. Der gute Stadtrichter geht in aller Ehrbarkeit, wohin er gewieſen war, ſagt dem Töpfer, er ſei der Stadtrichter von Schilda, und wolle Stadtrichterpelze kaufen. Der Töpfer merkt bald, woran er iſt, und erwiedert: „Es ſei ihm ſehr leid, ſeine Wohledlen nicht fördern zu können, wie er wollte; aber geſtern ſei Markttag geweſen, da habe er alle vorräthigen Pelze abgegeben.“ Damit ihm aber abgeholfen werde, ſo weiſet er ihn in eine andere Vorſtadt zu einem Wagner, dort werde er Pelze finden nach ſeinem Begehren. Nun brachte er ſein Anliegen bei dem Wagner vor. Dieſer aber, der auch ein Spottvogel war, weiſ't ihn zu einem Schreiner, der Schreiner zu einem Sporner, der Sporner zu einem Sattler, der Sattler zu einem Orgelmacher, der zu einem Druckergeſellen, der zu einem Buchbinder, der zu einem Studenten, der Student endlich zu einem Lebküchner: dort finde er ſie, wie er's nur haben wollte, zum Freſſen ſchön.

Als nun der Stadtrichter auch hier nach Pelzen fragte, da antwortete ihm der Lebküchner: „Er habe diesmal keine; wenn er aber eine kleine Zeit Geduld haben wollte, ſo werde er ihm einen feinen Pelz von Lebkuchen anmeſſen und backen, den könnte er, wenn er ſeinem Weibe nicht gefiele, ſelber eſſen, alle Morgen einen Mund voll. Der Stadtrichter bedankte ſich aufs höchſte, erklärte aber, daß er nun ſo lange nach einem Pelz herumgelaufen ſei, und keine Zeit mehr habe, zu warten, er müſſe heim, ſeinem Amte wieder obzuliegen; denn er ſei Stadtrichter zu Schilda. Der Lebküchner, der etwas gutmüthiger war, als die Andern, dachte, der Herr Stadtrichter ſei genug zum Narren gehalten, und wies ihn deßwegen recht zu einem Kürſchner, wo er nun Pelze aller Gattung fand,

Digitized by Google

wie er nur begehrte; und hier kaufte er nun endlich einen prächtigen Pelz, deſſen ſich eine Bürgermeiſterin auch in der Reſidenz nicht hätte ſchämen dürfen. Als er heim kam, empfing die Frau den Pelz mit Freuden, bekleidete ſich mit ihm auf der Stelle, drehte ſich nach allen Seiten, und ließ ſich ſagen, wie er ihr ſtehe. Der Stadtrichter aber verlangte, jetzt ſollte ſie für ſeinen Dienſt ihm auch Hühner backen; er wollte ſeine Wurſt, die er aus der Stadt mitgebracht, dazu geben, und einige Maß Bier bezahlen. Das geſchah auch.

Die folgende ganze, lange Nacht lag die neue Frau Stadtrichterin in tiefſinnigen Gedanken, auf welche Weiſe ſie doch den neuen Pelz anlegen und in demſelben ihrem Manne und ſeinem Amte zu Ehren vor den Schildbürgern prangen möchte. Deßwegen ſtand ſie früh auf, und weil es eben Sonntag war, fing ſie mit allem Eifer an, ſich heraus zu putzen, um ſich von allen Nachbarn beſchauen zu laſſen. Endlich ging ſie aus dem Hauſe, der Kirche zu. War ſie nun aber zu lang vor dem Spiegel geſtanden, oder hatte der Meßner zu ſpät geläutet — ſiehe, als ſie mit ihrem neuen Pelz zur Kirche hineinrauſchte, war eben die Predigt aus, ſo daß jedermann aufſtand. Die gute Frau aber legte dies ganz anders aus; ſie beredete ſich ſelbſt, weil ihr Mann Stadtrichter und ſie Frau Stadtrichterin ſei, zudem, weil ſie einen nagelneuen Pelz anhabe, ſo ſtehen die Nachbarn ihr und ihrem Kleide zu Ehren auf. Sie ſprach deßwegen ſo ſittig und tugendlich, als ſie es in der kurzen Zeit gelernt haben konnte, indem ſie ſich gar gnädig nach beiden Seiten mit Verneigung kehrte: „Liebe Nachbarn, ich bitte Euch, wollet doch ſtille ſitzen; denn ich denke wohl an den Tag, wo ich eben

ſo arm und zerlumpt zur Kirche hineingegangen bin, wie Ihr, darum ſo ſetzet Euch doch wieder!" Bald darauf kam auch der Herr Stadtrichter, und da Alles die Kirche verließ, ſo blieb ihm kein Beſinnen mehr übrig — er nahm ſeine getäuſchte Frau an den Arm und führte ſie heim.

12. Auf was für Art die Schildbürger dem Großfürſten von Utopien begegnet ſind.

Endlich war der Großfürſt auf dem Wege nach Schilda. Das wußten die Schildbürger, und beriethen ſich aufs eifrigſte, wie ſie ihn würdig empfangen ſollten. Am Ende beſchloſſen ſie, dem Großfürſten zuvorzukommen, und das erſte Wort an ihn zu richten. Deßwegen ſollte der Stadtrichter ihn zuerſt anreden und mit den Worten: „Seid uns willkommen!" empfangen. Dann mußte der Großfürſt nothwendig antworten: Und du auch! Und darauf hatte der Stadtrichter ſchon einen Reim bereit: „Der witzigſte unter uns iſt ein Gauch!" Mit dieſer Erfindung hielten ſie ihre Freiheiten und Privilegien für geſichert. Ueber die Frage aber, wie man dem Großfürſten entgegen ziehen ſollte, waren die Meinungen getheilt: Einige wollten zwei Haufen haben, der eine ſollte reiten, der andere zu Fuß gehen, je ein Reiter und ein Fußgänger in einem Glied. Andere vermeinten, es ſollte ein Jeder den einen Fuß im Stegreif haben und reiten, und mit dem andern auf dem Boden gehen; das wäre ja auch halb gegangen und halb geritten. Wieder andere meinten, man ſollte dem Kaiſer auf hölzernen Pferden entgegengehen; denn man pflege auch im Sprichwort zu ſagen: Steckenreiten ſei halb gegangen; zudem ſeien ſolche Pferde

Digitized by Google

fertiger, hurtiger, geduldiger und bald gezäumt und geſtriegelt. Dieſer letzten Meinung fielen Alle bei, und es wurde beſchloſſen, daß Jeder mit ſeinem Roſſe gefaßt ſein ſollte. Dies geſchah von Seiten Aller mit großer Bereitwilligkeit; denn da war Keiner ſo arm, der ſich nicht beim Tiſchler um ein weißes, ſchwarzes, graues, braunes, rothes, auch geſprenkeltes Pferd umgeſehen hätte; dieſelben tummelten ſie, und richteten ſie meiſterlich ab.

Als nun der feſtgeſetzte Tag herbeigekommen und der Großfürſt mit ſeinem Gefolge heranrückte, ſprengten die Schildbürger hinaus mit ihren Steckenpferden, ihm entgegen. Wie der Stadtrichter den Großfürſten gewahr wurde, ſprang er im Eifer von ſeinem Gaul auf einen Miſthaufen und band ſein hölzernes Roß vorſichtig an einen daneben ſtehenden Baum. Und weil er dazu beide Hände brauchte, nahm er den Hut zwiſchen die Zähne, behielt ihn auch darin, nachdem das Steckenpferd angebunden war, und murmelte zwiſchen den Zähnen: „Nun ſeid uns willkommen auf unſerm Grund und Boden, feſter Junker Großfürſt!“ Der Großfürſt erkannte zwar auf den erſten Blick und auf das erſte Wort, wie es mit den Schildbürgern beſchaffen ſei, und hatte Mühe, den Gruß zu verſtehen; doch merkte er, was der Stadtrichter ſagen wollte, und erwiederte: „Hab Dank mein lieber, Stadtrichter! und du auch!“ — Aber der Stadtrichter hatte ſeinen Hut, den er halb losgelaſſen, wieder feſt mit den Zähnen gefaßt, und konnte nicht antworten. Schnell beſann ſich ſein Nebenmann, warf den verabredeten Reim in ſeinem Kopfe herum, konnte aber über das Endwort bei ſich nicht einig werden, ob es hieße N a r r oder G a u ch

oder etwas Anderes, und platzte endlich heraus mit den Worten: „Der Stadtrichter iſt ein Narr!"

Auf dieſe Weiſe wurde der Großfürſt empfangen, und als er noch zu guter Letzt den Stadtrichter lächelnd befragte: „Warum ſtehſt du denn auf dem Miſt?" ſo erwiederte dieſer mit einem Funken ſeiner alten Weisheit: „Ach Herr! ich armer Tropf, bin nicht werth, daß mich der Erdboden vor Euch trage!"

Hierauf geleiteten ſie den Großfürſten in die Wohnung, die für ihn zugerichtet war, aufs Rathhaus. Und weil der Tag noch lang war, ſo baten ſie ihn um die Erlaubniß, ihn auf ihren Salzacker führen zu dürfen, und zeigten ihm hier ihr vortreffliches Gewächs; auch brachten ſie die unterthänigſte Bitte vor, wenn ihnen die Kunſt gerathen ſollte, ſie mit gnädigem Privilegium dafür auszuſtatten. Welches alles ihnen der Großfürſt mit lachendem Munde gewährte.

Am andern Tage luden die Schildbürger den Großfürſten zu Gaſte, und dieſer, dem ihre Schwänke und Poſſen wohlgefielen, erzeigte ſich, um der Kurzweil willen, die ihn erwartete, willig dazu. Nachdem ſie ihn aber im Dorfe herumgeführt, und ihm ihre Miſthaufen gezeigt, geleiteten ſie ihn in ihr merkwürdiges Rathhaus, und hießen ihn an dem friſch gedeckten Tiſche Platz nehmen. Das vornehmſte Gericht, das aufgetiſcht wurde, war eine friſche, kalte, ſaure Buttermilch, auf dieſe Seltenheit thaten ſich die Schildbürger am meiſten zu Gute. Der Stadtrichter ſetzte ſich mit dem Großfürſten zu Tiſche, die übrigen Bürger ſtanden aus Ehrfurcht vor Beiden um ſie herum, und langten von oben herab in die Schüſſel. Sie hatten aber weislich zweierlei Brod in die Milch gebrockt. Vor des Großfürſten Platz ſchwammen

weiße Semmeln in der Sahne, vor den Bauern lagen die ſchwarzen Brocken in der Grundſuppe. Während ſie nun aßen, der Großfürſt das weiße, die Schildbürger das Haferbrod, erwiſcht von ungefähr ein grober Bauer einen Brocken von dem weißen Brote. Kaum hatte der Stadtrichter dieſen großen Verſtoß gegen den Großfürſten wahrgenommen, als er den Bengel auf die Hände ſchlug und ihn zornig anfuhr: „Flegel!" Der Schildbürger erſchrak, zog den Löffel ſchleunig zurück, und legte den gekoſteten Biſſen fein beſcheidentlich wieder in die Schüſſel. Der Großfürſt, der dieſes wahrgenommen, hatte des Mahles genug, und ſchenkte den Schildbürgern die ſaure Milch mit ſammt dem weißen Brod.

13. Die Schildbürger bekommen ein Narrenprivilegium und hintendrein Prügel genug.

Im Uebrigen blieb der Großfürſt länger bei den Schildbürgern, als er ſonſt Willens geweſen war; denn ihre Narrheit gefiel ihm über die Maßen. Als aber die Reichsgeſchäfte ihn nöthigten, heimzukehren, erbot er ſich zur Abhilfe aller Beſchwerden, die ſie etwa vorzubringen hätten, und wollte ſich ihnen als einen recht gnädigen Herrn erweiſen. Da war ihre einzige Bitte, daß es ihnen vergönnt ſein möge, ihrer ſchädlichen Weisheit fernerhin überhoben bleiben zu dürfen, dagegen in ihrer heilſamen Narrheit durch ein landesfürſtliches Privilegium für ewige Zeiten geſichert zu werden, ſo daß Niemand ſie hinfort darin hindern oder darüber anfechten dürfte. Dieſe Bitte gewährte ihnen der Großfürſt willig und unter vielem Lachen, und es wurde ihnen ein förmlicher Freiheitsbrief für ihre Narrheit mit des Großfürſten Unter-

Digitized by Google

ſchrift und Siegel ausgeſtellt und eingehändigt. Und ſo zog der Großfürſt von dannen, nachdem er den Schildbürgern zum Bene eine gute Mahlzeit hinterlaſſen.

Dieſen war es jetzt erſt, nachdem der Großfürſt fort war, und ſie im ſichern Beſitz ihrer Narrheit belaſſen hatte, recht wohl in ihrer Haut. Sie ſprengten mit ihren Steckenpferden in das nächſte Dorf, wo ihnen das fürſtliche Mahl angerichtet war. Als ſie ſatt und trunken waren, kam ſie das Verlangen an, auf eine grüne, ſchöne Aue hinauszuſpazieren, wie andere Junker ſich hier zu erluſtigen und der Verdauung zu pflegen; doch vergaßen ſie einige Flaſchen guten Weins nicht, und fuhren fort, im grünen Graſe gelagert, bis in den Abend hinein zu zechen. Nun hatten ſie aber alle Beinkleider von einerlei Farbe an, und im Zechen die Beine durch einandergeſchränkt. Wie es nun an dem war, daß ſie heimgehen ſollten, ſiehe, da war eine große Noth: keiner konnte mehr ſeine Füße oder Beine erkennen, weil ſie alle gleich gefärbt waren, ſaßen da, guckten einer den andern an, und fürchteten Jeder, ein anderer möchte ihm ſeine Füße nehmen, oder er einem andern ſeine Beine; waren deßwegen in großer Angſt. Während ſie einander ſo angafften, ritt von ungefähr ein Fremder vorüber; den riefen ſie und klagten ihm ihren Jammer, mit der flehentlichen Bitte, wenn er ein Mittel wüßte, einem jeden wieder zu ſeinen eigenen Beinen zu verhelfen, möchte er es um des Himmelswillen anwenden, ſie wollten ſich gewiß mit guter Bezahlung dankbar erweiſen. Der Fremde ſprach: das könne wol ſein, ſtieg ab, und nachdem er ſich vom nächſten Baum einen guten Prügel gehauen, fuhr er unter die Bauern, und fing an, die nächſten

Digitized by Google

beſten auf die Beine zu ſchlagen, und welchen es traf, der ſprang ſchnell auf, und mit den Streichen hatte ein jeder auch ſeine Füße wieder; denn der Geſelle hatte ſie ihm wieder gefunden. Zuletzt blieb einer ganz allein ſitzen, der ſprach: „Lieber Herr! ſoll ich meine Beine nicht auch haben? Wollt Ihr das Geld nicht auch an mir verdienen? Oder ſind vielleicht dieſe Beine mein?“ Der Fremde ſprach: „Das wollen wir gleich ſehen!“ und zog ihm einen Streich darüber, daß es flammte. So ſprang auch dieſer Letzte auf, und alle waren froh, daß ſie ihre Beine wieder hatten. Sie ſchenkten dem Reiter ein gutes Trinkgeld und nahmen ſich vor, ein andermal mit ihren Füßen vorſichtiger zu ſein.

14. Von dem Tauſchhandel und andern unterſchiedlichen Tollheiten der Schildbürger.

Allmählich hieß es bei den Schildbürgern: Die Gewohnheit iſt eine zweite Natur. Sie trieben ihre Narrheit nicht mehr aus purer Weisheit, ſondern aus rechter erblicher, angeborner Thorheit. Sie konnten nichts mehr thun, was nicht närriſch geweſen wäre. Alles, was ſie dachten, geſchweige erſt, was ſie anfingen, war lauter Thorheit und Narretheidung.

So waren Zwei unter ihnen, die hatten einmal gehört, daß die Leute zu Zeiten durch Tauſchhandel viel gewonnen hätten, und dies bewog ſie, auch gegen einander ihr Heil zu verſuchen. Sie wurden deßwegen einig, ihre Häuſer mit einander zu tauſchen. Und dieſes geſchah beim Wein, als ſie des Großfürſten Bene verzechten. Denn ſolche Sachen pflegen gerne zu geſchehen, wenn der Wein eingeſchlichen und der Witz ausgewichen iſt. Als nun je=

Digitized by Google

der dem andern ſein Haus einräumen ſollte, ließ der Eine, der zu oberſt im Dorfe wohnte, ſein Haus abbrechen, und führte dasſelbe ſtockweiſe in das Dorf hinab; der Andere aber, der bisher zu unterſt im Dorfe gewohnt hatte, that dasſelbe und führte das ſeinige dagegen hinauf. Auf dieſe Weiſe hatten ſie redlich gegen einander getauſcht.

Ein andermal gingen die Schildbürger, die gar ernſtlich auf den allgemeinen Nutzen bedacht waren, hinaus, eine Mauer zu beſehen, die noch von einem alten Bau übrig geblieben war, ob ſie nicht die Steine mit Vortheil anwenden könnten. Nun war auf der Mauer ſchönes, langes Gras gewachſen, das dauerte die Bauern, wenn es verloren ſein ſollte, deßwegen hielten ſie Rath, wie man es etwa benutzen könnte.

Die Einen waren der Meinung, man ſollte es abmähen; aber Niemand wollte ſich dem unterziehen und auf die hohe Mauer wagen; Andere meinten, wenn Schützen unter ihnen wären, ſo dürfte es das Beſte ſein, wenn man es mit einem Pfeile abſchöſſe.

Endlich trat der Stadtrichter hervor und rieth, man ſollte das Vieh auf der Mauer weiden laſſen, das würde mit dem Gras wohl fertig werden; ſo dürfe man es weder abmähen, noch abſchießen.

Dieſem Rathe neigte ſich die ganze Gemeinde zu, und zur Dankſagung wurde erkannt, daß des Stadtrichters Kuh die erſte ſein ſollte, die den guten Rath zu genießen hätte. Darein willigte der Stadtrichter mit Freuden. So ſchlangen ſie denn der Kuh ein ſtarkes Seil um den Hals, warfen dasſelbe über die Mauer, und fingen auf der andern Seite an zu ziehen. Als nun aber der Strick zuging, wurde, wie vorauszuſehen, die Kuh erwürgt, und reckte die Zunge

Digitized by Google

aus dem Schlunde. Als ein langer Schildbürger dies gewahr wurde, rief er ganz erfreut: „Ziehet, ziehet, nur noch ein wenig!“ und der Stadtrichter ſelbſt ſchrie: „Ziehet, ſie hat das Gras ſchon gerochen! ſehet, wie ſie die Zunge darnach ausſtreckt; ſie iſt nur zu tölpiſch und ungeſchickt, ſich ſelbſt hinauf zu helfen.“ Aber es war vergebens; die Schildbürger konnten die Kuh nicht hinaufbringen, und ließen ſie daher wieder herab. Und jetzt wurden ſie erſt inne, daß die Kuh ſchon lange todt war.

15. Wie die Schildbürgerinen geartet waren.

Den Sildbürgerinen ging es nicht anders, als den Schildbürgern. Sie gebärdeten ſich ſo närriſch, als wenn ſie es von jeher geweſen wären. Eine Witwe, die nur eine einzige Henne hatte, welche ihr alle Tage ein Ei legte, hatte einſt ſo viele Eier geſammelt, daß ſie hoffen durfte, drei Groſchen dafür zu löſen. Sie nahm deßwegen ihr Körbchen und zog damit zu Markte. Unterwegs, da ſie keine Gefährten hatte, fielen ihr allerlei Gedanken ein, und ſo dachte ſie unter andern an den Kram, den ſie zu Markte trug; den ganzen Weg über redete ſie mit ſich ſelbſt, und machte folgende Rechnung: „Siehe,“ ſagte ſie zu ſich, „du löſeſt auf dem Markte drei Groſchen. Was willſt du damit thun? Du willſt damit zwei Bruthennen kaufen, die zwei, ſammt denen, die du haſt, legen dir in ſo und ſo viel Tagen ſo und ſo viel Eier, wenn du dieſe verkaufſt, kannſt du noch drei Hennen kaufen; dann haſt du ſechs Hennen. Dieſe legen dir in einem Monat ſo und ſo viel Eier; die verkaufſt du und legſt das Geld zuſammen. Die alten Hennen, welche nicht mehr legen,

verkaufſt du auch; die Jungen fahren fort, dir Eier zu legen, und brüten dir Junge aus; dieſe kannſt du zum Theil ziehen, und deine Hühnerzucht dadurch mehren, zum Theil Geld daraus löſen; endlich auch rupfen, wie man Gänſe rupft. Aus dem zuſammengelegten Gelde kaufſt du dir darnach etliche Gänſe, die tragen dir auch Nutzen mit Eiern, mit Jungen, mit Federn, ſo kommſt du in acht Tagen ſo weit, daß du eine Ziege kaufen kannſt: die gibt dir Milch und junge Zicklein. Auf dieſe Weiſe haſt du junge und alte Hühner, junge und alte Gänſe, Eier, Federn, Milch, Zicklein, Wolle. Vielleicht läßt ſich gar die Ziege auch ſcheeren, du kannſt es wenigſtens verſuchen! Darauf kaufſt du ein Mutterſchwein, da haſt du Nutzen über Nutzen, von jungen Spanferkeln, von Speck, Würſten und anderem, daraus löſeſt du ſo viel, daß du eine Kuh kaufen kannſt; die gibt dir Milch, Kälblein und Dünger. Was willſt du aber mit dem Dünger anfangen? Wahrhaftig, du mußt auch einen Acker kaufen; der gibt dir Korn genug; dann brauchſt du keines mehr einzukaufen! Darnach ſchaffſt Du dir Roſſe an, dingſt Knechte, die verſehen dir das Vieh, und bauen dir den Acker. Alsdann vergrößerſt du dein Haus, daß du Hausgeſinde beherbergen und dein Geld aufheben kannſt, darnach kaufſt du noch mehr Güter; denn es kann dir nicht fehlen; du haſt ja den Nutzen von Hühnern, von Gänſen, von Eiern, von Geismilch, von Wolle, von Zicklein, von Milchlamm, von Spanferkel, von Kühen, denen kannſt du noch dazu die Hörner abſägen, und ſie an den Meſſerſchmied verkaufen; — du haſt ferner den Nutzen von Kälbern, von Aeckern, von Wieſen, von Hauszins und von Anderm, darnach willſt du einen jungen Mann nehmen, mit dem kannſt

Digitized by Google

du in Freuden leben und eine reiche, ſtolze Frau ſein! O wie wohl willſt du dir es ſein laſſen, und Niemand ein gutes Wörtchen geben! Juchhe! Juch‑heiſa! Hopſaſſa!" So jubelte die junge Witwe, warf dazu einen Arm in die Höhe, und that einen Sprung. Aber als ſie ſich ſo aufſchwang, und dazu jauchzte, da ſtieß ſie von ungefähr mit dem Arm an den Eierkorb, daß dieſer ganz ungeſtüm zu Boden fiel und die Eier alle zerbrachen. Da waren alle ihre Wünſche mit zerbrochen, nur der Junggeſelle nicht, den ſie ſich zum Manne erkoren hatte, der konnte ja noch immer kommen. So ſtand ſie nun auf dem Wege zum Markte, und wartete ſein.

16. Wie ein Schildbürger mit dem Mühl‑ſtein am Halſe vergehen muß.

Die Schildbürger hatten eine Mühle gebaut, zu der ſie auf einem hohen Berge in einer Steingrube einen Stein ausgehauen; dieſer war von ihnen mit großer Müh' und Arbeit den Berg herabgebracht worden. Als ſie ihn drunten hatten, fiel ihnen ein, wie ſie vor Zeiten die Bauhölzer, welche ſie zu ihrem Rathhauſe brauchten, mit ſo geringer Mühe den Berg hinuntergebracht, indem ſie dieſelben den Berg von ſelbſt hinablaufen ließen. „Sind wir doch große Nar‑ren," riefen ſie „daß wir uns abermals ſo viele Mühe gegeben haben!" Und nun trugen ſie auch den Mühlſtein mit größter Anſtrengung den Berg wieder hinauf. Wie ſie ihn aber eben wieder abſto‑ßen wollten, fiel es einem Schildbürger ein, zu fra‑gen: „Wie wollen wir aber wiſſen, wo er hingelau‑fen ſei?" — „„Ei,"" ſagte der Stadtrichter, wel‑cher den Rath gegeben hatte, „„dieſem iſt leicht zu helfen; es muß einer von uns ſich in das Loch ſtek‑

Digitized by Google

ken, und mit hinablaufen.““ Das war gut, und alſobald war einer ausgewählt, welcher den Kopf in das Loch ſtoßen, und mit dem Stein hinunterrollen mußte. Nun war zu unterſt an dem Berge ein Fiſchweiher, in dieſen fiel der Stein ſammt dem Schildbürger und beide ſanken zu Grunde, ſo daß die Schildbürger Mann und Stein verloren und nicht wußten, wo beide hingekommen ſeien. Da fiel ihr Verdacht auf den armen Geſellen, der mit und in dem Steine gelaufen war, als wäre derſelbe mit dem Mühlſteine davon gegangen. Sie ließen daher in allen umliegenden Städten, Dörfern und Flecken offene Briefe anſchlagen: „Wo Einer kommen würde mit einem Mühlſteine am Halſe, den ſollte man einziehen, und über ihn als einen Gemeindedieb Recht ergehen laſſen.“ Der arme Narr aber lag tief im Weiher, und hatte zu viel Waſſer getrunken, daher er ſich nicht vertheidigen und rechtfertigen konnte.

17. Wie ein Schildbürger um einen Kopf kürzer gemacht wird.

Nicht ferne von Schilda floß ein Waſſer vorüber, an deſſen Geſtade ein mächtiger Nußbaum Haus hielt. Von dieſem hing ein großer Aſt hinab, bis über das Waſſer, und es fehlte wenig, ſo hätte er es berührt. Die Schildbürger ſahen ſolches, und weil ſie einfältige, fromme Leute waren, ſo hatten ſie ein herzliches Erbarmen mit dem guten Baum, und gingen darüber zu Rathe, was denn dem armen Nußbaume fehlen möge, daß er ſich ſo ſchwermüthig zum Waſſer neige. Als darüber mancherlei Meinungen laut wurden, ſagte letztlich der Stadtrichter: Ob ſie nicht närriſche Leute wären! ſie ſähen doch wol, daß der Baum an einem dürren Orte ſtände,

Digitized by Google

und ſich deßhalb nach dem Waſſer beuge, weil er gerne trinken möchte. Er denke auch gar nicht anders, als daß der niedrigſte Aſt der Schnabel des Baumes ſei, den er nach dem Trunke ausſtrecke. Die Schildbürger ſaßen ganz kurz zu Rathe, ſie dachten ein Werk der Barmherzigkeit zu thun, wenn ſie ihm zu trinken gäben; deßwegen legten ſie ein großes Seil oben um den Baum, ſtellten ſich jenſeits des Waſſers, und zogen den Baum mit Gewalt herunter, indem ſie glaubten, ihn auf dieſe Weiſe tränken zu können. Als ſie dieſen ganz nahe bei dem Waſſer hatten, befahlen ſie einem ihrer Mitbürger auf den Baum zu ſteigen und ihm den Schnabel vollends ins Waſſer zu tunken. Indem nun der Mann hinaufſteigt und den Aſt hinunter zwängt, ſo bricht den andern Bauern das Seil, der Baum ſchnellt wieder über ſich und ein harter Aſt ſchlägt dem Bauer den Kopf ab, daß er ins Waſſer fällt, der Körper aber purzelt vom Baume herab, und hat keinen Kopf mehr.

Darüber erſchracken die Schildbürger und hielten auf der Stelle eine Umfrage: Ob er denn auch einen Kopf gehabt habe, als er auf den Baum geſtiegen ſei? Aber da wollte keiner etwas wiſſen. Endlich ſagte der Stadtrichter: er ſei ſo ziemlich überzeugt, daß derſelbe keinen gehabt habe; denn er habe ihn drei- oder viermal gerufen, aber nie eine Antwort von ihm gehört; mithin müſſe er keine Ohren haben, folglich auch keinen Kopf. Doch ſollte Jemand heim zu ſeinem Weibe ſchicken, und ſie fragen laſſen: „Ob ihr Mann auch heute Morgen den Kopf gehabt hätte, als er aufgeſtanden, und mit ihnen hinausgegangen ſei.“ Die Frau erwiederte: Sie wiſſe es nicht, „aber dort an der Wand,“ ſagte ſie, „hängt ſein alter Hut, wenn der Kopf nicht darein ſteckt,

Digitized by Google

ſo wird er ihn ja wohl mit ſich genommen haben.“ So ſahen ſie unter den Hut an der Wand, aber da war nichts. Und im ganzen Flecken konnte Niemand ſagen, wie es dem Schildbürger mit ſeinem Kopf ergangen ſei.

18. Wie der Schildbürger Kirchenglocke in dem See verſinkt.

Auf eine Zeit verbreitete ſich im Lande die Sage von einem großen Kriege. Die Schildbürger wurden für ihre Hab und Güter beſorgt, es möchten ihnen dieſelben von den Feinden weggeführt werden; beſonders Angſt war ihnen für eine Glocke, die auf dem Rathhauſe hing. Auf dieſe dachten ſie, könnte das Kriegsvolk ein beſonderes Auge haben, und Kanonen daraus gießen wollen. So wurden ſie denn nach langem Rathſchlagen eins, dieſelbe bis zu Ende des Krieges in den See zu verſenken, um ſie, wenn der Feind abgezogen wäre, wieder herauszuziehen und aufzuhängen. Sie beſtiegen alſo ein Schiff und fuhren mit der Glocke auf den See. Als ſie aber die Glocke hineinwerfen wollten, da fiel es Einem unter ihnen ein, wie ſie den Ort denn auch wieder finden könnten, wo ſie die Glocke ausgeworfen hätten? „Da laß Dir keine grauen Haare darüber wachſen,“ ſagte der Stadtrichter und ſchnitt mit dem Meſſer einen Kerf in das Schiff, an dem Orte, wo ſie die Glocke in den See verſenkten, „hier, bei dem Schnitt wollen wir ſie wieder erkennen.“ So ward die Glocke hinausgeworfen und verſenkt. Lange nachher, als der Krieg vorüber war, fuhren ſie wieder auf den See, ihre Glocke zu holen. Den Kerfſchnitt an dem Schiffe fanden ſie richtig wieder, aber den Ort, wo die Glocke war, zeigte er nicht an. So ermangelten ſie forthin ihrer guten Glocke.

Digitized by Google

19. Von dem Ungeheuer, welches die Schildbürger hingerichtet haben.

In dieſer gefährlichen Zeit hatte ſich ein unſchuldiger, armer Krebs verirrt, und als er vermeinte, in ein Loch zu kriechen, kam er zu allem Unglücke gen Schilda ins Dorf. Als ihn hier einige Bürger geſehen hatten, daß er ſo viele Füße habe, daß er hinter und für ſich gehen könne, und was ein ehrlicher Krebs dergleichen Tugenden mehr an ſich hat, geriethen ſie in großen Schrecken; denn ſie hatten noch nie zuvor einen Krebs geſehen. Sie ſchlugen deßwegen Sturm, kamen alle über das ungeheure Thier zuſammen, und zerquälten ſich mit Nachſinnen, was es denn wol ſeyn möge. Niemand konnte es wiſſen, bis zuletzt der gelehrte Stadtrichter ſagte, es müſſe wol ein Schneider ſeyn, dieweil er zwei Scheeren bei ſich habe. Um dies heraus zu bringen, legten die Schildbürger den Krebs auf ein Stück niederländiſches Tuch, und wo der Krebs hin und her kroch, da ſchnitt ihm einer mit der Scheere hinten nach; denn ſie dachten nicht anders, denn der Krebs als ein rechtſchaffener Meiſterſchneider entwerfe das Muſter eines neuen Kleides, welches ſie dann ſofort nachäffen wollten.

So zerſchnitten ſie am Ende das Tuch ganz, daß es zu nichts mehr nütze war, und merkten endlich den Betrug. Da trat einer unter ihnen auf, und ſagte, daß er einen erfahrenen Sohn habe, der ſei drei Tage lang auf der Wanderſchaft geweſen, und auch zwei Meilen Wegs weit und breit gereiſet, habe viel geſehen und erfahren; er zweifle nicht daran, dieſer werde dergleichen Thiere mehr geſehen haben, und wiſſen, was es ſei. So wurde der Sohn in den Rath berufen; dieſer ſah das Thier lang von

hinten und von vorn, er wußte gar nicht, wo er es anfaſſen ſollte, und wo es den Kopf hätte, denn weil der Krebs hinter ſich kroch, ſo meinte er, der Kopf wäre, wo der Schwanz iſt. Endlich ſprach er: „Nun habe ich doch meine Tage viel Wunders hin und her geſehen, ſo etwas iſt mir aber noch nicht vorgekommen. Wenn ich aber ſagen ſoll, was es für ein Thier ſei, ſo ſpreche ich nach meiner Einſicht: Wenn es nicht eine Taube iſt oder ein Storch, ſo iſt es gewiß ein Hirſch; denn er ſcheint ein Geweih zu haben. Aber unter dieſen Dreien muß es eines ſein.“ Jetzt wußten die Schildbürger ſo viel wie zuvor, und als ihn einer anfaſſen wollte, erwiſchte ihn der Krebs mit der Scheere dermaßen, daß dieſer um Hilfe zu rufen und zu ſchreien anfing: „Ein Mörder iſt's, ein Mörder!“ Als die andern Schildbürger dies ſahen, hatten ſie davon genug, ſetzten ſich eilig auf der Stätte ſelbſt, wo der Bauer gebiſſen worden, zu Gerichte, und ließen folgendes Urtheil über den Krebs ergehen: „Sintemal Niemand wiſſe, was es für ein Geſchöpf ſei, es aber ſich befinde, daß daſſelbe ſie betrogen, und ſich für einen Schneider ausgegeben, während es doch offenbar nur ein Leute betrügendes und ſchädliches Thier ſei, ja ein Mörder; ſo erkennen ſie, daß es ſolle gerichtet werden als ein Betrüger und Mörder, und zwar zu mehrerer Schmach im Waſſer erſäuft werden.“

Dem zu Folge ward einem Schildbürger der gefährliche Auftrag gegeben, den Krebs zu faſſen und auf ein Bret zu legen; dieſer trug ihn dem Waſſer zu und die ganze Gemeinde von Schilda ging mit, da ward er im Beiſein und Zuſehen Jedermänniglichs ins Waſſer geworfen. Als der Krebs ſich wieder in ſeinem Elemente fühlte, da zappelte er, und kroch hinter ſich. Die Schildbürger

Digitized by Google

aber ſahen es nicht ohne großes Mitleid an. Einige huben an zu weinen, und ſprachen: „Schauet doch, wie thut der Tod ſo weh!"

20. Was die Schildbürger ſeiner Zeit für einen Heldenmuth bewieſen.

Das Geſchrei von einem Kriege, weßwegen die Schildbürger ihre Glocke in den tiefen See verſenkt hatten, war nicht ſo nichtig, daß ſie nicht ſelbſt in der That etwas davon empfunden hätten. Denn innerhalb wenigen Tagen kam ihnen der Befehl zu, eine Anzahl Knechte zur Beſatzung in die Stadt zu ſchicken, dem ſie auch nachlebten. Einer dieſer abgeordneten Schildbürger, nicht der Geringſte, begegnete, als er in die Stadt einzog, dem Kuhhirten, der eben ſeine Unterthanen, Ochſen, Kühe und Kälber austreiben wollte, und eine der Kühe berührte den Kriegsmann aus Schilda ein wenig mit ihrem Horn. Erzürnt und muthig zog der Schildbürger den Dolch aus ſeinem Gürtel, trat gegen die Kuh und ſprach: „Biſt du eine ehrliche und redliche Kuh, ſo ſtoße noch einmal!" womit er dieſen Feind glücklich aus dem Felde ſchlug.

Einige Zeit darauf thaten die Städter einen Ausfall, um auf den Feind zu ſtreifen, und den Bauern Hühner und Gänſe abzunehmen. Nun hatte jener Schildbürger kurz zuvor ein Panzerſtück, einer Hand breit, gefunden, und weil er ſich gerade eine neue Kleidung machen ließ, ſo befahl er dem Schneider, dieſes Blech unter das Futter ins Wams zu vernähen, und gerade vor das Herz zu ſetzen, damit er deſto ſicherer wäre, und auch einen tüchtigen Puff aushalten könnte; denn ſchon früher ſei ihm ein ſolches Glück widerfahren, daß, als er ein halbes Hufeiſen gefunden, und daſſelbe unter den Gürtel

geſteckt, er damit einen Schuß aufgefangen, welcher ihm ſonſt das Leben gekoſtet hätte. Der Schneider verſprach, es ihm nach Willen zu machen, ſetzte lachend hinzu, er wolle den rechten Fleck mit dem Panzerſtück ſchon treffen. Wie die Kleidung fertig war, lief der Schildbürger getroſt unter den Andern hinaus, gute Beute zu erjagen, aber ehe er ſich's verſah, waren die Bauern über ihn hergefallen, und jagten ihn. In der Angſt wollte er über einen Zaun ſetzen, blieb aber mit den Hoſen, welche hinten einen Zug hatten, an einem Zaunſtecken hängen. Da ſtach einer der Bauern nach ihm mit der Hellebarde, ſo daß er vollends über den Zaum hinüber flog. So lag er drüben lange in Todesangſt und ſeiner Meinung nach ſchwer verwundet. Als aber die Feinde vorübergezogen waren, und er nichts von einer Wunde ſpürte, verwunderte er ſich ſehr, und beſchaute ſich ſeine Hoſen, ob nicht wenigſtens dieſe durch und durch geſchoſſen ſeien; da befand ſich's, daß der Schneider den rechten Fleck für das Panzerſtück auserſehen, und es hinten in die Hoſen geſetzt und hier ins Futter vernäht hatte. „Ei, nun danke ich Gott," ſprach der Kriegsknecht, „der mir dieſes Kleid gemacht hat, wie fein hat er gewußt, wo einem braven Schildbürger das Herz ſitzen muß!"

21. Wie ſeltſamlich die Schildbürger um ihr Vaterland betrogen werden.

Der Krieg war glücklich vorüber, aber die Stunde der Schildbürger hatte geſchlagen, obgleich ſie keine Glocke mehr hatten. In ihrem Flecken gab es nämlich keine Katzen, wol aber ſo viel Mäuſe, daß vor denſelben auch im Brodkorbe nichts ſicher war. Was ſie nur neben ſich ſtellten, ward ihnen *reſſen und zernagt. Darüber waren ſie in großen

Digitized by Google

Aengſten. Da begab es ſich, daß wieder ein fremder Wandersmann durch ihr Dorf zog, der trug eine Katze auf dem Arm, und kehrte bei dem Wirth ein. Der Wirth fragte ihn, was doch dieſes für ein Thier ſei? Er ſprach: „Es iſt ein Maushund.“ Nun waren die Mäuſe in Schilda ſo einheimiſch und zahm, daß ſie vor den Leuten gar nicht mehr flohen, und am hellen Tage ohne alle Scheu hin und her liefen. Darum ließ der Wandersmann die Katze laufen, und dieſe erlegte vor den Augen des Wirths nicht wenig der Mäuſe. Als der Gemeinde dies durch den Wirth angekündigt wurde, fragten die Schildbürger den Mann, ob ihm der Maushund feil wäre, ſie wollten ihm denſelben gut bezahlen. Er antwortete: der Hund ſei ihm zwar nicht feil; weil ſie aber ſeiner ſo gar bedürftig wären, wollte er ihnen denſelben angedeihen laſſen, und das um einen billigen Preis. Und ſo forderte er hundert Gulden dafür. Die Schildbürger waren froh, daß er nicht mehr verlangt hatte, und wurden mit ihm des Kaufes eins, in der Art, daß ſie ihm die Hälfte der Summe baar darlegen ſollten, das übrige Geld ſollte er nach Verlauf eines halben Jahres abholen. Der Kauf ward eingeſchlagen, der Fremde trug den Schildbürgern den Maushund in ihre Burg, in der ſie ihr Getreide liegen hatten, und wo es auch am meiſten Mäuſe gab. Der Wanderer zog eilends mit dem Gelde weg, er fürchtete ſich, der Kauf möchte ſie gereuen, und ſie möchten ihm das Geld wieder abnehmen; im Gehen ſah er oft hinter ſich, ob ihm nicht Jemand nacheile.

Nun hatten die Schildbürger vergeſſen, zu fragen, was der Maushund eſſe. Daher ſchickten ſie dem Wandersmann in Eile einen Boten nach, der ihn deßhalb fragen ſollte. Als nun der mit dem Gelde

Digitized by Google

ſah, daß ihm Jemand nachlaufe, eilte er nur deſto mehr. Der Bote aber rief ihm von ferne zu: „Was ißt er? Was ißt er?“ Jener antwortete: „„Wie man's beut! Wie man's beut!““ Der Bote aber verſtand: Vieh und Leut! Vieh und Leut! Er kehrte in großem Unmuth heim, und zeigte das dem Rathe, ſeinen gnädigen Herrn, an. Dieſe erſchraken ſehr darüber und ſprachen: „Wenn er keine Mäuſe mehr hat, ſo wird er unſer Vieh freſſen, und endlich uns ſelber, obſchon wir ihn mit unſerem guten Gelde an uns gekauft haben!“ Sie hielten deßwegen Rath über die Katze und wollten ſie tödten. Es hatte aber Keiner das Herz, ſie anzugreifen. Endlich beſchloſſen ſie einmüthig, die Burg, in welcher die Katze ſich befand, mit Feuer zu vertilgen; denn ein geringer Schaden wäre beſſer, als daß ſie Alle um Leib und Leben kommen ſollten. Und ſomit zündeten ſie ihr eigenes Schloß an.

Als aber die Katze das Feuer roch, ſprang ſie zu einem Fenſter hinaus, kam davon und floh in ein anderes Haus. Das Schloß aber brannte vom Boden hinweg. Niemand war in größerer Angſt, als die Schildbürger, da ſie des Maushundes nicht los werden konnten; ſie hielten auf's neue Rath, kauften das Haus, in dem die Katze jetzt war, und zündeten es auch an. Aber die Katze entſprang auf ein Dach, da ſaß ſie eine Weile, und putzte ſich nach ihrer Gewohnheit mit der Tatze den Kopf, die Schildbürger aber meinten, der Maushund hebe die Hand auf und ſchwöre, daß er ſolches nicht ungerächt laſſen wolle. Da nahm Einer einen langen Spieß, um damit nach der Katze zu ſtechen. Sie aber ergriff den Spieß, und fing an, an demſelben herabzulaufen. Darüber entſetzten ſich die Bürger und die ganze Gemeinde, liefen davon, und

Digitized by Google

ließen das Feuer brennen. Dieſes verzehrte das ganze Dorf bis auf ein einziges Haus, die Katze aber kam gleichwol davon.

22. Hiemit wird die Chronik von Schilda beſchloſſen.

Die Schildbürger waren mit Weib und Kind in einen Wald geflohen. Damals verbrannte auch ihr dreieckigtes Rathhaus und ihre Kanzlei, ſo daß von ihren Geſchichten nichts Ordentliches mehr zu finden iſt, und ihre Thaten nur vom Gerüchte aufbewahrt werden. Die armen Bürger waren in großer Noth; Habe und Gut war dahin, dazu fürchteten ſie den Eid und die Rache des Maushundes. Sie fanden deßwegen nichts Beſſeres, als andere Wohnungen zu ſuchen, wo ſie vor dem Unthier ſicher wohnen könnten. So verließen ſie ihr Vaterland mit Weib und Kind, und zogen von einander, der Eine da, der Andere dort hinaus, ließen ſich an vielen Orten nieder, und pflanzten ihre Zucht weit und breit fort. Und ſeit dieſer Zeit gibt es Schildbürger in der ganzen Welt bis an's letzte

Ende.

Digitized by Google

XVIII.

Anhang zum Kopfbrechen;

enthaltend vier Rechnungsexempel ohne die Auflöſung.

1.

Man ſollte nicht glauben, daß ein Menſch, der auf leichtfertigen Wegen ſein Glück ſucht, mit lauter Gewinnen immer verlieren, und zuletzt um Habe und Vermögen dabei kommen kann. Aber die Sache hat Grund. Man erzählt, daß ein Menſch, der ſich lieber im Müſſiggang durch ſchlechte Mittel, als durch Fleiß und Arbeit ernähren wollte, einen Bund mit dem böſen Geiſt gemacht habe. Der Mann wohnte an einem Waſſer, und der Böſe verſprach ihm alles baare Geld, das er im Hauſe habe, zu verdoppeln, wenn er damit über die Brücke gehe, und verlangte nichts dafür, als daß er ein vier und zwanzig Kreuzer Stück davon ins Waſſer werfe, wenn er wieder über die Brücke zurückgehe, und das dürfe er wiederholen, ſeinetwegen, ſo oft er wolle. Der Einfältige ſchlägt mit Freuden ein, ſucht alles baare Geld im Hauſe zuſammen, macht die erſte Probe, und diesmal ſcheint der ſchwarze Feind ehrlich zu ſein; denn er hält Wort, und der Andere natürlicher Weiſe auch.

Wie oft und lange mag nun der Glückliche ſeinen Gang über die Brücke hin und her wiederholen? So lange es gut thut, ſo lange er etwas hinüber zu tragen hat, dreimal in Allem. Denn als er zum drittenmal mit ſeiner verdoppelten Baarſchaft zurückkehrte, und das drittemal den ausbedungenen

Digitized by Google

Brückenzoll ins Waſſer warf, ſo hatte der böſe Feind ſein Geld alles rein und baar bis auf den letzten rothen Heller, und der arme Betrogene ging leer nach Haus, und hatte nichts mehr in den Strom zu geben, wenn er über die Brücke ging, als Thränen um ſeine letzte verlorne Baarſchaft. Wer rechnen kann, wird's bald heraus haben, wie viel der Betrogene zum erſtenmal Geld über den Strom zu tragen hatte, und daß Alles natürlich zuging. Und Mancher, den die Erfahrung auch ſchon klug gemacht hat, wird denken: Akkurat ſo geht's!

2.

Um die Oſterzeit, wo jede Mutter ihren Kindern gerne mit ein paar gefärbten Eiern eine Freude macht, verkaufte eine Händlerin an ihre Nachbarsfrau die Hälfte von allen Eiern, die ſie hatte, und noch ein halbes Ei dazu. Aber wohl verſtanden! es darf keins zerbrochen oder getheilt werden. Es kommt die zweite, dieſe kauft vom Reſt wieder die Hälfte, und ein halbes dazu. So die dritte und die vierte, jedesmal vom Reſt die Hälfte, und ein halbes mehr. Am Ende hatte die Händlerin noch ein einziges Ei übrig. Jetzt iſt die Frage: wie groß war ihr Vorrath von Anfang?

3.

Zwei Schäfer begegnen ſich mit Schafen auf der Straße. Hans ſagte zu Fritz: „Gib mir eines von Deinen Schafen! Alsdann hab ich noch einmal ſo viel als Du.“ Nun iſt zu errathen, wie viel ein jeder hatte?

4.

Ein Mann hatte ſieben Kinder zu einem Vermögen von 4900 Gulden. Da gingen ihn die jün-

Digitized by Google

gern Kinder öfters an, eine Verordnung darüber zu machen, damit ſie in der Theilung nach ſeinem Abſterben mehr bekommen ſollten, als die ältern. Das kam dem guten Vater hart an, weil er eines von ſeinen Kindern liebte wie das andere, und weil er glaubte, Gott werde den jüngern, wenn ſie fleißig und gut geſittet ſeien, nach ſeinem Tode helfen, wie er den ältern bei ſeinen Lebzeiten geholfen habe. Weil ſie ihm aber keine Ruhe ließen, und die ältern Brüder es auch zufrieden waren, ſo machte er folgende Verordnung:

Der älteſte Sohn ſoll von dem ganzen Vermögen 100 Gulden zum Voraus haben und von dem übrigen den achten Theil.

Der zweite ſoll alsdann 200 Gulden wegnehmen, und von dem übrigen wieder den achten Theil.

Der dritte ſoll 300 Gulden vor dem nachfolgenden voraus empfangen und auch wieder den achten Theil vom Reſt.

Und ſo ſoll jeder Folgende 100 Gulden mehr als der erſte und dann von dem Uebrigen das Achtel erhalten, und der Letzte bekommt, was übrig bleibt, wie überall. Damit waren die Kinder zufrieden. Nach dem Tode des Vaters wurde ſein letzter Wille vollzogen, und es iſt nun auszurechnen, wie viel ein jeder bekommen habe.

Die Auflöſungen werden im nächſten Theil des Leitmeritzer Hausfreundes enthalten ſein. Gehabt euch einſtweilen wohl, geneigte Leſer und ſchenkt dem Leitmeritzer Hausfreunde einen freundlichen Zuſpruch!

Digitized by Google

Digitized by Google

Der

Leitmeritzer Hausfreund.

Ein

einfältiges und gar nützliches

Volksbüchlein

für

unſre lieben Bürger und Bauersleute,

worin

allerlei ausgewählte Hiſtorien, manche wunderſame Mährlein, erbauliche Legenden, kurioſe Wundergeſchichten und viele andere, ſowol lehrhafte, als auch höchſt ergötzliche und ſchnurrige Dinge

enthalten ſind.

Motto: „Der gemeine Mann fordert auch ſeine Schriftſteller, und zwar ſolche, die ſich ſeinen Vorurtheilen bequemen.“
Hamanns Nordiſcher Magus III, 103.

Prag, Leitmeritz und Teplitz, 1838.
Bei C. W. Medau.

Digitized by Google

Fortunat.

Digitized by Google